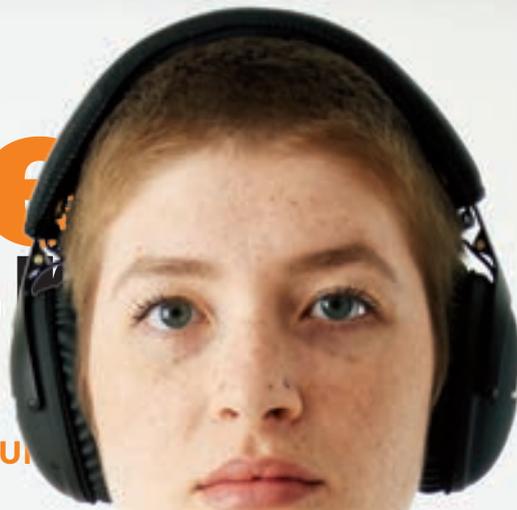


saitensprung

ZEITSCHRIFT DES
STUDIENGANGES MEDIEN UND
KUNST



HERZ UND KOPF

Institut für Journalistik und
Kommunikationsforschung

AUSGABE 18
WINTER 2018

ZUM MITNEHMEN

<http://saitensprung-online.eu/>



Gründung & Entrepreneurship

ERFOLGREICH SELBSTSTÄNDIG VON ANFANG AN

Jetzt informieren unter: www.hannoverimpuls-gruendung.de

- Volle Orientierung bei Gründungsfragen
- Zielgenaue Planung für Ihre Geschäftsidee
- Kontinuierliche Beratung in der unternehmerischen Praxis
- Startup-Events, Sprechtag, Networking und Workshops

EDITORIAL

Herz oder Kopf. Der unendliche Kampf zwischen den beiden lebensnotwendigen Körperteilen. Ist es besser vernünftig zu sein, auch wenn es wehtut? Oder riskiert man lieber etwas und hört auf sein Herz? Wir alle standen bereits vor wichtigen Entscheidungen und mussten uns für eine Variante entscheiden. Ob das dann die richtige war, ist nur schwer nachzuvollziehen. Man weiß nie, wie die andere ausgesehen hätte.

Diese „Saitensprung“-Ausgabe beschäftigt sich primär mit der Frage, wie Kopf und Herz, Verstand und Gefühl mit Musik in Verbindung gebracht werden können. Von der Analyse deutscher Songtexte über Ohrwürmer und die Art zu hören bis hin zu Fragen der musikalischen Improvisation haben wir, die Studierenden des Instituts für Journalistik und Kommunikationsforschung an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, uns an die Analyse des Konflikts gewagt und verschiedene Aspekte aufgegriffen.

Mit diesem schwierigen Thema verabschiedet sich der „Saitensprung“ in seiner gedruckten Form von seinen Lesern. Alles wandelt sich – so auch der Studiengang „Medien und Musik“, in dem es künftig keinen journalistischen Schwerpunkt mehr geben wird. Damit muss auch der „Saitensprung“ sein Erscheinen einstellen. Dieser Abschied von der Printausgabe fällt der Redaktion – zerrissen zwischen Gefühl und Ratio – nicht leicht.

Zu danken bleibt: Ihnen, unseren treuen Lesern, und unserem Betreuer Gunter Reus. Durch sein Wirken ermöglichte er uns 18 Ausgaben und investierte in jede einzelne Herz und Verstand.

Daniela Vathke / Redaktion

INHALT

BOULEVARD

10 Fragen an Felix Klieser	4
Saitensprung-Rätsel/ Hannover-Tipps	5
Plattenkritik/ Unerhört/ Taktlos	6

EINE FLUCHT HAT VIELE GESICHTER

„ICH WILL EINFACH NUR WEITER MIT MUSIK ARBEITEN“	8
--	---

SCHWERPUNKT HERZ UND KOPF

EIN GALLISCHES DORF GEGEN DIE DIGITALE UNGEWISSHEIT	10
<i>Ralf Zitzmann stemmt sich mit „Agogo Records“ gegen die Umbrüche der Musikindustrie</i>	
IST DAS WERBUNG ODER KANN DAS WEG?	14
FANGESÄNGE – KULT ODER KULTUR?	16
RICHTIGE MÄNNER HÖREN ROCK	19
NOTEN, MINERALIEN UND PARAGRAPHEN	20
<i>Der Oboen-Geo-Jurist Stefan Eckmüller fand seinen Stein der Weisen</i>	
„MUSIK-BRINGDIENST“ FÜR HANNOVER	22
<i>Das Treppenhausorchester bittet zum „Dating-Konzert“</i>	
„EINE MUSIKALISCHE HAUSAPOTHEKE GIBT ES NICHT“	24
<i>Musikphysiologe Eckart Altenmüller erklärt, wie Musik auf den Menschen wirken kann</i>	
DAS SAITENSPRUNG-FOTO	26
HERZ SAGT ‚BLEIB‘, KOPF SCHREIT ‚GEH‘	28
KLÄNGE, DIE ES NOCH GAR NICHT GAB	30
<i>Künstliche Intelligenzen bedrohen die Kreativen der Musikbranche</i>	
WEDER GEPLANT NOCH GEPROBT	32
SYMPHONIE DER NEURONEN	35
<i>Wie Musik in unserem Kopf entsteht</i>	
ZWISCHEN VIRTUOSITÄT UND GEFÜHL	38
EINFACH MAL WIEDER KIND SEIN	40
<i>Musiktherapie in der Kinderkrebstation</i>	
MOZART UND DIE GÄNSEHAUT	42
<i>Die „Piloarreaktion“ entsteht bei unerwarteten Ereignissen – und wenn Musik erklingt</i>	
SONGWRITING-CAMPS	45
<i>Wo sich Kunst und Kommerz die Hand reichen können</i>	
„LEIDENSCHAFT, BEGEISTERUNG UND LIEBE“	48
<i>Mischa Gohlke ist stark hörgeschädigt und unterrichtet Hörgeschädigte als Musikschullehrer</i>	
BLICK ZURÜCK IM ZORN	50
Impressum	50

10 FRAGEN AN ...

FELIX KLIESER

Felix Klieser ist ein Ausnahmekünstler in vielerlei Hinsicht. In Göttingen geboren, äußerte er mit vier Jahren den Wunsch Horn zu spielen – und das, obwohl er ohne Arme auf die Welt gekommen war. Er lernte, das Instrument mit seinen Füßen zu beherrschen. Mit 17 begann er es in Hannover zu studieren. Bei seinem Spiel überzeugt er immer mit brillanter Technik und unglaublicher Musikalität. 2014 hat Klieser den ECHO Klassik in der Kategorie „Nachwuchskünstler des Jahres“ gewonnen. Mittlerweile hat der 27-Jährige zahlreiche Aufnahmen veröffentlicht und gibt international Konzerte.

Ich liebe Musik, weil ...

... es ein wunderbares Medium ist, Dinge auszudrücken und mit Menschen zu kommunizieren. Musik wird überall auf der Welt verstanden. Egal ob ich ein Hornkonzert von Mozart hier in Deutschland oder in Japan spiele, jeder kann etwas mit dieser Musik anfangen.

Was war der erste Tonträger, den du gekauft hast?

Den habe ich mir nicht selbst gekauft, sondern gewünscht. Es waren die vier Hornkonzerte von Mozart mit Hermann Baumann, Pinchas Zuckermann und dem St. Paul Chamber Orchestra. Ich war damals neun Jahre alt und begann das 1. Hornkonzert von Mozart zu spielen. Die CD habe ich natürlich immer noch und höre sie sehr gerne. Eine unglaublich tolle Aufnahme.

Wer sind deine musikalischen Vorbilder?

Ich bin ein sehr großer Hermann-Baumann-Fan. Für mich ist er einer der größ-

ten Hornisten überhaupt. Neben seiner makellosen Technik hat er ein unglaublich feines Gespür für Klangfarben. Etwas, was mich seit jeher an diesem Instrument begeistert und fasziniert hat. Ansonsten gibt es viele Menschen, die für mich als Vorbild dienen und von denen ich lernen kann.

Wann warst du das letzte Mal selbst Konzertbesucher?

Wenn man bei Festivals zu Gast ist, hat man fast jeden Abend die Möglichkeit, Konzerte zu besuchen. Zuletzt war ich bei der Schubertiade in Hohenems bei einem Konzert des Apollon Musagète Quartetts.

Vinyl, CD, Kassette oder MP3?

CD! Ich finde es immer wieder schön, eine neue CD zu bekommen, sie in den Player zu legen und sich auf die Musik zu freuen. Auch CDs noch zu besitzen und sie im Regal stehen zu haben finde ich wunderbar!

Was ist für dich der größte Hit aller Zeiten?

Es gibt natürlich viele unfassbar gute Werke. Für mich ist aber das 1. Hornkonzert von Richard Strauss das Größte. Strauss schrieb dieses Stück, da war er gerade mal 18 Jahre alt. Sein Vater war einer der größten Hornisten seiner Zeit und konnte mit dem Stück nicht wirklich etwas anfangen. Aber es gehört heute zu den wichtigsten Werken der Hornliteratur, da es die gesamten Facetten und Möglichkeiten des Instruments abdeckt.

Was sollte man beim Touren immer dabei haben?

Einen guten Übedämpfer! Ohne den wäre eine Tournee absolut undenkbar. Das Horn ist ja leider ein recht lautes Instrument. Um meinen Ansatz fit zu halten, übe ich sehr gern noch spät abends nach dem Konzert im Hotel. Da hätte ich ohne Dämpfer wohl recht schnell viele neue Feinde.

Mit wem würdest du in Zukunft gern mal zusammenarbeiten?

Oh, das ist sehr schwer zu sagen. Ich treffe immer wieder auf Leute, die etwas Besonderes haben, obwohl sie vielleicht nicht zu

den bekanntesten Künstlern gehören. Generell finde ich es wichtig, dass man als Musiker und natürlich auch als Mensch sehr offen ist und sich vielleicht nicht immer davon leiten lässt, was einem gesagt oder suggeriert wird. Ich selbst hätte sehr gerne mal Johannes Brahms kennengelernt. Obwohl er in seiner Jugend selbst Horn spielte, hat er für das Instrument nur das berühmte Trio Op. 40 für Violine, Horn und Klavier geschrieben. Ich habe es selbst gemeinsam mit Herbert Schuch und Andrej Bielow aufgenommen und letztes Jahr im Herbst veröffentlicht.

Was war dein schönstes Erlebnis auf der Bühne?

Es gibt viele Erlebnisse, die aus den unterschiedlichsten Gründen schön sind. Es macht beispielsweise immer wieder Spaß, in Asien zu spielen. Das Publikum dort ist unglaublich begeisterungsfähig. Gerne erinnere ich mich auch an die Konzerte mit dem Popstar Sting zurück, die ich 2010 gespielt habe. Das Publikum hat mitgesungen, und die Stimmung war unglaublich. Ein Erlebnis, das man im Klassikkonzert in dieser Form nicht hat. Daher fällt es so schwer ein Erlebnis herauszugreifen. Aber das macht diesen Beruf so besonders. Es gibt nie zwei identische Konzerte.

Was sind deine Pläne für 2019?

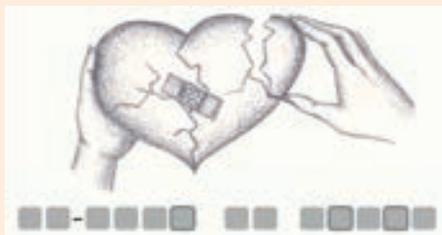
Das wird definitiv ein sehr spannendes Jahr. Unter anderen werde ich mein viertes Album veröffentlichen, das ich jetzt im Herbst mit der Camerata Salzburg aufnehmen. Dann darf ich im Februar gemeinsam mit dem Mozarteumorchester und Ivor Bolton das Abschlusskonzert der Mozartwoche in Salzburg spielen. Besonders freue ich mich aber auf die Dirigentin Alondra de la Parra. Wir spielen im Frühjahr zusammen ein Konzert in Aix-en-Provence beim Festival de Pâques. Ich habe schon viel von ihr gehört, aber sie noch nie persönlich getroffen. Es wird also auf keinen Fall langweilig.

Aufgezeichnet von Roland Kolb



SAITENSPRUNG-RÄTSEL

In beiden Bildern hat sich jeweils ein Songtitel versteckt, der das Wort „Herz“ oder „Heart“ enthält. Schreiben Sie die Titel in die Kästchen unter den Bildern. Übertragen Sie dann die Buchstaben aus den eingerahmten Kästchen in die fünf Felder darunter, und Sie haben das Lösungswort.



Tipp: Dieser Song wurde von einer amerikanischen R&B/Soul-Sängerin 1996 veröffentlicht.



Tipp: Eine sehr bekannte deutsche Rock/Metal-Band brachte diesen Song 2012 auf den Markt.

Lösungswort:

1	2	3	4	5
---	---	---	---	---

Schicken Sie uns das Lösungswort einfach per E-Mail (gunter.reus@hmtm-hannover.de). Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir die Alben „Horizont“ von Idioma und „Ego Politur“ von Ego Politur. Teilen Sie uns Ihre Adresse mit, damit wir Ihnen den Preis zusenden können. Einsendeschluss ist der 15. Dezember 2018.

HANNOVER-TIPPS KLÄNGE AUS DEM UNTERGRUND

Unerwartet, anders, aber deutlich strömen unterschiedlichste Töne an unseren Füßen vorbei und bahnen sich den Weg immer höher in unser Ohr. Woher sie kommen, ist nicht genau auszumachen. Komplexität und Art der Klänge erinnern mal an ein im Untergrund schlafendes Ungeheuer, mal an konventionelle Musikinstrumente. Die Protagonisten und Künstler treten jedoch nicht aus dem Schatten heraus, sondern lassen die Klangwelten für sich wirken. Bei genauem Hinhören kann man Unterschiede zwischen täglichen und nächtlichen Tongebilden ausmachen. Die Besuchszeit ist insgesamt nicht begrenzt. So kann jeder Besucher für sich entscheiden, ob und wie lange er sich von den einzigartigen Klangfarben in eine andere Welt tragen lassen möchte. Das auditive Ausbrechen aus dem Alltag wird dem Einzelnen nicht in Rechnung gestellt und kann so seine spontane Wirkung am besten entfalten.

Die Rede ist vom Musik-Gully auf dem Bahnhofsvorplatz. Zwei CDs mit unterschiedlichsten Klängen bereichern hier zu jeder Tages- und Nachtzeit den Alltag. Manche Besucher der Fußgängerzone sind

irritiert, gefesselt oder auch erschrocken. Aber jeden lädt der musikalischste Gully Hannovers dazu ein, die Hektik der Großstadt für einen kurzen Moment hinter sich zu lassen. Seit dem Jahr 2000 erklingen nicht nur musikalische Größen wie Frank Sinatra oder Fury in the Slaughterhouse. Auch atmosphärische Tongewebe und unerwartete Klangexperimente wie die „Wasserschlauchmusik in Ulucinar“ oder der Glockenklang der Kirche St. Pankratius in Burgdorf faszinieren Flanierende auf ihrem Weg durch die hannoversche Fußgängerzone. Im März war es sogar möglich, einem Holzwurm bei der Arbeit zu lauschen. Das kratzende Geräusch und schnell aufeinanderfolgende Knacken hört sich an, als ob jemand hastig Knäckebrot isst. Die Playlist vom Spätsommer 2018 stand im Zeichen von Hannovers Kult-DJ Mousse T. Aber auch die im September 2017 verstorbene Joy Fleming erhielt einen Ehrenplatz. Für den Herbst waren vermehrt Soundscapes angekündigt, die ihre Zuhörer an einzigartige Orte führen. Ein Highlight der nächtlichen Playlist stellt der Klang einer Fahrt mit der Pariser Metro dar.

Die Playlist von DJ Gullyman bietet dazu auch Live-Aufnahmen und ungewöhnliche Erstaufnahmen. Insgesamt soll dadurch die klangliche und musikalische Vielfalt in und aus der Region Hannover wertgeschätzt und publik gemacht werden. DJ Gullyman selbst tritt nur selten aus dem Hintergrund; man weiß nur, dass es sich um „Uwe K. aus H.“ handelt, der technisch von Jan Komorowski unterstützt wird. Initiator und „Erfinder“ des hannoverschen Musikgullys ist der Hamburger Künstler und Architekt Timm Ohrt.

Sperren Sie also die Lauscher bei Ihrem nächsten Besuch von Hannovers Innenstadt für das Unerwartete unter Ihren Sohlen auf. Entsagen Sie für einen Moment dem städtischen Trubel auf dem Ernst-August-Platz und erfahren Sie den hannoverschen Untergrund auf besondere Art. Alle Informationen zur Musik aus dem Klang-Gully und zu den aktuellen Playlists finden Sie unter <http://gullyman.eu>.

Simon Domberg

PLATTENKRITIK

Diese Seiten sind Hannovers lebendiger und vielseitiger Musikszene gewidmet. In jeder Ausgabe stellen wir aktuelle und spannende Veröffentlichungen von Bands und Künstlern vor allem aus der Region vor. Stilistische Grenzen setzen wir uns dabei nicht – ob Rock, Hip-Hop oder Klassik. Unser Credo lautet: Ehrlich loben und konstruktiv kritisieren.



IDIOMA HORIZONT

Quadratisch Rekords

Das erste musikalische Statement des Mainzer Jazz-Trios Idioma trägt das Geheimnis der Gruppe offen im Namen. Idioma verfolgen einen eigentümlichen Ausdruck in ihrem Spiel, mit dem sie allerdings nur wenig anecken können. Auf ihrer ersten CD geht es vor allem um kreative Selbstfindung und Selbsterfahrung. In ihren mal energetischen, mal beruhigten Improvisationen loten Pit Marquardt (Percussions), Eduardo Sabella (Bass) und Lukas Moriz (Piano) dabei stets ihre Grenzen aus. Vor allem Moriz spielt häufig voran, legt Motive vor und bekommt von Marquardt stets die passenden Reaktionen. Zeitweilig sorgt das für Tempo und große Dynamik. Atmosphärisch wabert „Horizont“ aber zumeist traumwandlerisch durch Melancholie, stoische Ruhe und zugleich wilde Sehnsucht. Es geht hier weniger um das Stellen von Fragen oder das Finden von Antworten. Vielmehr geht es um das Wollen. Aktiv sein. Der Wille, etwas voranzutreiben hängt über jedem der neun Stücke. Spielerisch kommunizieren die drei Musiker untereinander und arbeiten

gemeinsam der Entzerrung selbst provozierter Spannungsbögen entgegen. Dabei geben sie sich genügend Zeit, verschiedenen Stimmungen Raum zu lassen. Kaum ein Stück löst sich in weniger als fünf Minuten auf. Recht so, denn die kleine Besetzung benötigt genau diese Zeit, um in ihrem kleinen Dreieck geräumige Klangwelten entstehen zu lassen. Dass dabei noch ein wenig die fantasievolle Linie fehlt, ist zu verkraften. In jedem Fall ist „Horizont“ ein solides Debüt für Liebhaber der jungen deutschen Jazz-Szene.

Mehr davon:

www.quadratisch-rekords.de/shop/

Tim Tschentscher



RSN STRANGE EYES

Agogo Records

Jedes Mal, wenn keine Gesangsspuren den atmosphärischen Zusammenklang des vierten Albums und Debüts auf dem hannoverschen Label Agogo Records „Strange Eyes“ durchbrechen, dann träumt RSN von hypothetischer Unendlichkeit und der eigenen Winzigkeit im Universum. 13 Stücke, die sagen wollen, dass da draußen so viel mehr ist als hier, in diesem Moment. 13 Stücke, die ihr Potential aus alten

Portishead-Vorlagen schöpfen. Vor allem aber 13 Stücke, die fließend ineinander übergehen, obwohl auch nach mehrmaligem Hören nicht deutlich wird, ob das Ausgangsmaterial bloße Beat-Skizzen oder konkrete Textideen waren. Bei Letzterem erhielt der griechische Produzent vor allem auch von seiner langjährigen Musikerkollegin Kathrin deBoer Unterstützung. Der seit knapp zehn Jahren als inoffizielles Mitglied und DJ der britischen Formation Belleruche mitwirkende RSN verdichtet mit diesem Projekt, was sich 2015 auf dem Solo-Vorgänger „Analog Memories“ andeutete: Eng durchdachte Kompositionen, die sich genügsam in Downbeat- und Trip-Hop-Feldern austoben wollen, nun aber deutlicher aus einem Guss wirken. Der etwas knapp bemessene Jazz-Anteil artikuliert sich leider nur zwischen den Zeilen und dient offensichtlich nur als Grundlage für die zeitweise mitschwingenden Breakbeats. So deutlich wie RSN hier Weite impliziert, so wenig experimentell wirken aber seine Klangstrukturen. Leider geht durch seine glattgestriegelte Produktion die Weltraumwandererei ein wenig abhanden.

Mehr davon:

<https://rsn-music.bandcamp.com/album/strange-eyes>

Tim Tschentscher



JOULES THE FOX BLUE HOUR

Eigene Veröffentlichung

„Blue Hour“, die blaue Stunde, beschreibt den Moment zwischen den Momenten. Kurz vor der Morgendämmerung, da ist die gebürtige Schwäbin Joules munter und kreativ. Mächtig und kraftvoll klingt die 25-Jährige, als stünde sie schon ewig

hinter dem Mikrofon. Dabei betritt die selbsternannte Fuchsin nach Studienaufhalten im Ausland, Straßenmusik und erster EP mit ihrem verdichteten 5-Song-Album Neuland. Die erste „richtige“ Veröffentlichung! Diese noch spürbare Verunsicherung steht ihr gut. So klingen ihre Songs höchst ehrlich, frei heraus und grundtief gefühlt. Die oft von der Akustikgitarre geführten und von mehrspurig verhaltenen Hintergrundstimmen begleiteten Arrangements erinnern an rauen, skandinavischen Folk-Pop. Ihr Weg zum Album, so sagt sie selbst, fing am Ufer einer finnischen Kleinsinsel an. Ihren musikalischen nächsten Zwischenstopp hat sie in Hannover gefunden. Hier fühlt sie sich jetzt, in diesem Moment, zuhause. Und darum geht es. Hier fanden die Aufnahmen von Songs statt, die in den letzten Zügen der finnischen Dunkelheit entstanden waren. Sie singt über „Fernheimweh“ und gelebte Lust an der Rastlosigkeit. Sicherlich sieht sie in Hannover nicht ihren letzten Halt, aber das haben Füchse so an sich. Das zur Inspiration dienende kalte Skandinavien füllt sie mit warmer Seele und Authentizität. Werte, die ihr im Werdegang als Pop-Künstlerin abhandenkommen können. Ihren Weg aber wird sie gehen. Mögen dabei ihre Geschichten niemals verstummen.

Mehr davon:

<http://joulesthefox.com/>

Tim Tschentscher



EGO SUPER EGO-POLITUR

Quadratisch Rekords

Über-Ich, Ego und Ich heißen eigentlich Pit, Daniel und Xaver. Sieben Jahre nach ihrem Debütalbum kehren die diplomierten Psychologen

von Ego Super in alter Frische zurück und verabreichen den Hörern ihres neuen Albums eine „Ego-Politur“. Schon das Albumcover fordert heraus: Eine vermeintliche Spirale stellt sich bei näherer Betrachtung bloß als Ansammlung konzentrischer Kreise heraus. Konfus! Doch auch musikalisch wird sofort klar, dass man sich dem eigenen Ego stellen muss, bis die drei Dipl.-Psych.s vom musikpsychologischen Schmirgelpapier ablassen. Eine wie von den Funkrockern von Rage Against the Machine beseelt

bretternde Bandbesetzung unterlegt ausgefallene Synthie-Experimente und deutlich ausfallend werdende Battle-Rap-Tiraden. Rapper Daniel traut sich dabei immer wieder in gesangliche Gefilde, ohne jedoch nur eine der beiden Disziplinen wirklich zu beherrschen. Besonders die Single-Auskopplung „Geilah Stylah“ badet den Hörer textlich in Fremdscham. Ist das noch Teil der Ego-Waschstraße oder schon Waterboarding?

Überraschenderweise lösen die folgenden Titel langsam diese emo-

tionalen Blockaden – zu „Tanzen“ und „Kein Bock“ bekommt man tatsächlich Lust, sein Indiedisco-Tanzrepertoire auf den Floor zu legen. „Das Wagnis“ festigt dann den aufkommenden Eindruck, der attraktive Frontmann könnte doch auch gesanglich Herzen höherschlagen lassen. Moment! Waren die Eröffnungstitel etwa ein psychologischer Trick, der den Hörer gehirnwäscht und von eingetrockneten Ansprüchen befreit? Und zack, erwischt dich mit „Frühlingsgefühle“ ein erneuter Kinnhaken

gerappter Peinlichkeiten. „Siehst du die Kleine mit den zarten Knospen?/ Die würd ich heut gerne noch verkosten“, legt Daniel dem lyrischen Ich in den Mund. Wow. Sich selbst zu ironisieren und anderen wie in „Geilah Stylah“ genau das vorzuwerfen, mag als clevere Meta-Satire im Dreigestirn des Freudschen Instanzenmodells gemeint sein. Vielleicht ist es aber auch ein bisschen unangenehm.

Mehr davon:
www.egosuper.de
Kevin Kopsicker

UNERHÖRT HANNOVERS „GEISTERBAHNHOF“

Tief unter dem Hauptbahnhof Hannover verbirgt sich ein Ort, der nicht vielen bekannt sein dürfte. Ein Ort, der viele tausend Menschen am Tag hätte sehen sollen, aber heute unheimlich still ist. Bis auf ein gelegentliches Donnerrollen, das von U-Bahnen durch die Wände dringt, fühlt man sich in der verlassenen U-Bahn-Station unter dem Hauptbahnhof komplett von der Außenwelt abgeschnitten. Es ist gleichbleibend kühl, überall sind nasse Flecken, in denen sich ein leichter Ölfilm abbildet, und der recht neu eingebaute Fahrstuhl wirkt fehl am Platz.

Die „Geister-U-Bahnstation“, die durch eine unscheinbare Tür am Raschplatz erreicht werden kann, wurde bis Mitte der 1970er Jahre gebaut und nie eingeweiht. Sie ist abgetrennt von anderen Sta-

tionen und war ursprünglich als Linie 10, Grüne Linie oder auch D-Linie geplant. Gleise, Anzeigetafeln oder Sitzbänke sucht man allerdings vergeblich. Wegen mangelnder Dringlichkeit wurde das Bauvorhaben irgendwann eingestellt. Im Laufe der Jahre, besonders im Vorfeld der Weltausstellung Expo 2000, kam zwar immer wieder der Gedanke auf, die U-Bahnstation zu erweitern, mit anderen Stationen zu verbinden und eine zweite Linie zum Expo-Gelände zu schaffen. Doch der Ausbau war zu teuer, und man entschied sich für die heutige Strecke der Linie 6. Wiederholt gab es Überlegungen, den leerstehenden Bahnhof anderweitig zu nutzen. Bis auf eine Kunstaustellung in den 90er Jahren, von der noch immer einige Leinwände zeugen, wurde von

den Überlegungen aber nichts umgesetzt, und somit bleibt der „Geisterbahnhof“ weiter bestehen.

Unsere Empfehlung: Wagen Sie sich mal in die Tiefen des Bahnhofs, und Sie werden die Besonderheit dieses Ortes am eigenen Leib erleben. Eine Führung durch den Hauptbahnhof Hannover inklusive Besichtigung des „Geisterbahnhofs“, der sonst für die Öffentlichkeit verschlossen ist, können Sie unter www.stattreisen-hannover.de buchen.

Daniela Vathke

taktlos

JOANA – EINE TRAGÖDIE IN LIEDTEXTEN

Mit 13 singt Joana* laut irgendwelche Texte mit, erfreut sich an den leichten, eingängigen Melodien und denkt sich nicht viel dabei. „Haut“ auf „ge-launt“, „hell“ auf „Welt“, „eigentlich“ auf „Tisch“, „neugeboren“ auf „Wogen“ – whatever, falsche Reime interessieren keinen. Mit 15 hat sie ein Abo auf Weltschmerz, erlebt die erste Liebe und das erste Mal Schluss. „Ihr Herz sagt bleib, der Kopf schreit geh“, und sie wünscht sich jemanden, der sich um die Tränen kümmert, die von ihrer Oberlippe perlen. Oder ist das der Regen? Mit 16 Jahr und blondem Haar geht es atemlos „durch die Straßen und die Clubs dieser Stadt“, alle lassen sich von den Augen anderer ausziehen und wollen erste Liga sein, wie Real. Ein Kerl singt, dass sie sich nicht normal bewege, und bittet sie, einzusteigen. Hoffentlich meint er einen Bus oder Fahrgeschäft: Vorher bechern die beiden nämlich Tequila-Shots. Mit

18 fragt sich Joana, wo sie in der Nacht von Freitag auf Montag war. Die schwammigen Erinnerungsfetzen an eine Zeit im Land des Lächelns mit Peter und seinen 20 Zentimetern, für den ihre Leidenschaft heißer brannte als Gulaschsaft, machen derart traurig, dass nur mit Korn dagegen angegangen werden kann. So geht es dann ein paar Jahre weiter, bis sie mit blondiert-orangenem Haar für Schokolade zu sterben bereit ist und ihr Ehemann zu ihr gehört wie das Namensschild an der Tür. Und auch wenn der Bauch zum Kopf ja sagt, der Kopf aber nein, trinkt sie erst mal einen eisgekühlten Bommerlunder.

*die g**** Sau!

Helene Mönkemeyer

**„ICH WILL
EINFACH
NUR
WEITER
MIT
MUSIK
ARBEITEN“**



Nach einem ersten Kontakt über das Welcome Board, eine Initiative zur Unterstützung geflüchteter und immigrierter Musikschaffender, traf sich „Saitensprung“-Redakteurin Kristina Guhlemann mit dem syrischen Musiker Bahaa Almansour.

Schnell wird klar, dass Musik für Bahaa eine Herzenssache ist. „Seit ich das erste Mal mit zehn Jahren auf einer Familienfeier sang, wollte ich etwas mit Musik machen“, erzählt er. Sein Vater war Sänger und prägte seine Leidenschaft stark. Bahaa wuchs in Homs auf, der drittgrößten Stadt Syriens, die schwer vom Krieg getroffen wurde. In seiner Heimatstadt machte er Abitur und studierte Musikpädagogik. Sechs Monate lang arbeitete er als Musiklehrer an einer Grundschule und einem Gymnasium. Doch obwohl ihm seine Arbeit sehr große Freude bereitete, fasste er 2012 den Entschluss zu fliehen, da er zur Armee einberufen werden sollte. Zunächst setzte er sich in die Türkei ab, wo er ganze dreieinhalb Jahre blieb. „Das Land und die Kultur gefallen mir sehr gut, aber in der Zukunft hätte ich dort keine Chancen gehabt“, erklärt er. Dies lag vor allem daran, dass seine Berufs- und Weiterbildungspläne sehr stark eingeschränkt waren.

Aus dem Wunsch heraus, wieder professionell Musik machen zu können, entschied sich Bahaa im November 2015, nach Deutschland weiterzureisen. Die ersten zwei Jahre waren nicht leicht für den 28-Jährigen. „Am Anfang war es sehr schwierig für mich, da ich die Sprache nicht verstand und so kaum Anschluss oder Zugang zur deutschen Kultur fand. Die ersten zwei Jahre waren für mich oft sehr langweilig.“ Doch dies änderte sich, als die Sprachbarriere durch den Integrationskurs langsam kleiner wurde und er mit seinem Master in Hildesheim anfangen konnte. Stolz erzählt Bahaa, dass er nun im zweiten Semester des Studiengangs „musik.welt – Kulturelle Diversität in der musikalischen Bildung“ ist, der vom Center for World Music der Universität Hildesheim angeboten wird. Auch wenn in dem Masterprogramm sehr viele internationale Studierende eingeschrieben sind, finden alle Lehrveranstaltungen auf Deutsch statt, was dem Syrer nicht immer

leicht fällt. „Letztens musste ich ein großes Referat komplett auf Deutsch halten, und ich habe mich fast einen ganzen Monat darauf vorbereitet, damit es gut wird“, erzählt Bahaa. Trotzdem merkt man, wie sehr das Studium dem Musiker gefällt und ihm ganz neue Chancen eröffnet. So hat er zum Beispiel schon einen Workshop an einer hannoverschen Grundschule gestaltet, bei dem er den Kindern orientalische Kultur und Musik näher brachte.

Bahaa spielt Oud, Akkordeon und ist Sänger. Sein Lieblingsinstrument ist die Oud, eine Kurzhalslaute aus dem vorderen Orient. Sie macht für Bahaa nicht nur einen großen Teil der arabischen Kultur aus, sondern erinnert ihn auch stets an seine Heimat und an sein musikalisches Vorbild, einen großen arabischen Oud-Spieler. Da er während des Studiums nun ein weiteres Instrument als „musikalische Fremdsprache“ lernen muss, beschäftigt sich Bahaa derzeit viel mit dem Klavier. Auch wenn ihm die Arbeit mit dem relativ neuen Instrument leicht fällt und er die Klassik liebt, fühlt er sich in der „Sprache“ der orientalischen Musik doch am wohlsten. Auf die Frage, was Musik ihm genau bedeute, antwortet er ohne zu zögern: „Musik ist mein größtes Hobby und gleichzeitig auch mein Leben. Natürlich weckt sie auch Erinnerungen an zu Hause, und manchmal ist Musik einfach meine Arbeit.“

Sichtlich genießt es Bahaa, dass er endlich wieder in Konzerten auftreten kann. „Allein oder auch mit meiner Band habe ich schon bei vielen Veranstaltungen gespielt. Hier in Hannover waren wir zum Beispiel im Kulturpalast und bei Feinkost Lampe. Aber auch im Opernhaus Berlin und mit dem Braunschweiger Orchester habe ich schon gespielt“, schwärmt er. Am besten haben ihm die großen Shows, vor allem der Auftritt im Kongresszentrum Hannover, gefallen. Die „Syriana Band“, die Bahaa im Juli 2017 in Braunschweig mitgegründet hat, macht es sich zur Aufgabe, das alte orientalische Kulturerbe ihrer Heimat wiederzubeleben und weiterzuentwickeln. „Anfangs haben wir nur sehr alte orientalische Musik gespielt, aber das kam nicht immer so gut an. Dann haben wir unseren Stil ein bisschen verändert und versucht,

die orientalische Musik mit westlichen Elementen und neuen Komponisten zu kombinieren.“ So präsentiert die Band zum Beispiel deutsche Gedichte mit arabischen Melodien.

In Zukunft will Bahaa „einfach nur weiter mit Musik arbeiten, im besten Fall wieder Musiklehrer sein und nebenbei Konzerte spielen“. Ob er sich eine Zukunft in Deutschland vorstellen kann, weiß er noch nicht genau – so richtig wohl fühle er sich in der deutschen Kultur noch nicht, und „auch die arabische Küche ist einfach viel besser“, scherzt er. Nicht nur deswegen wird er wohl doch wieder in seine Heimat zurückkehren, sobald es die Situation zulässt, denn seine Mutter und sein kleiner Bruder leben noch in Syrien.

Auf den Kaffee will sich Bahaa am Ende des Gesprächs nicht einladen lassen. Er ist fast schon gekränkt, da seine arabischen Wurzeln dies ganz und gar nicht zulassen: „Wenn du mit einem Araber essen gehst, dann zahlt er die Rechnung, so ist das eben in unserer Kultur.“

Kristina Guhlemann

Mehr Infos:

Welcome Board: <http://welcomeboard-niedersachsen.de>

Syriana Band: <https://www.facebook.com/Syrianamusk/>



EIN GALLISCHES DORF GEGEN DIE DIGITALE UNGEWISSHEIT

Ralf Zitzmann stemmt sich mit „Agogo Records“ gegen die Umbrüche der Musikindustrie

Bunte CDs füllen die deckenhohen Wandregale, in den Schränken schmiegt sich eine Vinyl-Platte an die nächste. An der Tür fällt als erstes der große Plattenspieler ins Auge. Betritt man die Räume des hannoverschen Independent-Labels „Agogo Records“, ist unübersehbar, welche Leidenschaft das Team miteinander teilt. Im hellen Büroraum stehen drei Schreibtische dicht nebeneinander, in den Regalen entdeckt man zahlreiche schwarze Ordner. Dass Agogo Records Musik seit über zehn Jahren eine Herzensangelegenheit ist, erkennt man sofort – dass diese Leidenschaft ohne rationale Arbeit jedoch kaum zehn Jahre überdauert hätte, macht der zweite Blick klar. Welche Mischung aus Herz und Kopf das Label ausmacht, erklärt Geschäftsführer und Mitbegründer Ralf Zitzmann.

2007 wurden aus ihm und den beiden Mo' Horizons-Mitgliedern Ralf Droese-meyer und Mark Wetzler Agogo Records. Seitdem ist viel passiert. Das Indie-Label hat sich mittlerweile zu einer gefragten Adresse für Soul, Jazz, Latin, World Music und Electronic Sounds entwickelt und hat mit Mop Mop, Lutz Krajenski, Mo' Horizons und vielen mehr sehr erfolgreiche Künstler in dieser Sparte unter Vertrag. Erst im Oktober 2017 feierte das Label seinen zehnten Geburtstag mit einer großen Party im Kulturzentrum Pavillon. Die Anfänge hingegen waren eher holprig.

Vor der Gründung arbeitete Ralf drei Jahre lang bei einem großen Label. Rückblickend erinnert er sich: „Es war schon schön. Es war auch toll, dass man jeden Monat Geld aufs Konto kriegt.“ Irgendwann merkte er aber einfach, dass er nicht die Freiheiten hatte, die er sich wünschte. Diese ständigen Einschränkungen führ-

ten ihn letztlich zu der Entscheidung, sich selbstständig zu machen: „Ich habe einfach gekündigt und angefangen.“ 2007 war der Musikmarkt noch von physischen Tonträgern dominiert – 81 Prozent der Umsätze stammten aus CD-Verkäufen. Das Zeitalter des Streamings stand noch bevor. Daher besorgte sich Ralf als erstes einen Labelcode und einen Vertrieb. Beziehungen zur Musikindustrie waren ebenso vorhanden wie die ersten beiden Künstler Mo' Horizons und The Juju Orchestra. „Die Musik war da, das Artwork war da, die Alben waren da, wir haben einfach losgelegt“, rekapituliert er und räumt lächelnd ein, dass das Signing von The Juju Orchestra schlicht Glück gewesen sei und nicht jeder seine Entscheidung habe nachvollziehen können: „Meine Mutter sagte: ‚Du spinnst, so einen gut bezahlten Job aufzugeben und so ein Risiko einzugehen.‘ Aber man hat ja keine Wahl.“ Besonders die ersten fünf Jahre seien finanziell gesehen statt großer Ausbeute

Noch nicht genug Theater im Leben?

11
102
1004

Leibniz
Universität
Hannover

Berufsbegleitende einjährige
Theaterpädagogische Fortbildung
in Zusammenarbeit mit der Kulturellen
Kinder- und Jugendbildung der
Landeshauptstadt Hannover

Beginn: Frühjahr 2019

Information und Anmeldung:
Britta Jahn
Tel.: 0511 762-19108
b.jahn@zew.uni-hannover.de



**Theaterpädagogische
Fortbildung**

Theaterpädagogik

Leibniz Universität Hannover
Zentrale Einrichtung für Weiterbildung (ZEW)
Schloßwender Straße 7 • 30159 Hannover

www.zew.uni-hannover.de

ZENTRALE EINRICHTUNG FÜR
weiterBILDUNG





**Ralf Zitzmann,
Geschäftsführer und
Mitbegründer von
Agogo Records**

eher eine große Ausbeutung gewesen. Über Wasser hielt Ralf sich mit den Einnahmen aus „Calamari Moon“, einem wöchentlichen Clubabend in der Cumberlandischen Galerie, der im Juni 2018 sein Ende fand. Der erste Tiefschlag kam prompt. Da der Vertrieb bankrott ging, verdiente das Label trotz mehr als 20.000 verkaufter Platten an den ersten beiden Agogo-Alben kein Geld. Aufgeben kam dennoch nicht in Frage: „Ich dachte immer: Das wird funktionieren.“ Als er vor fünf Jahren den Deal mit dem neuen Vertrieb „!K7“ abschloss, habe er noch ein flaes Gefühl im Magen gehabt. „Es war riskant, weil ich schon wieder alles auf eine Karte gesetzt hatte... Wenn der jetzt ebenfalls Konkurs angemeldet hätte, dann wär’s das aber auch gewesen“, erinnert er sich. Mit dem neuen Vertrieb kam dann aber der gewünschte Erfolg. Lizenzverträge zur Platzierung von Songs in zwei Hollywood-Filme bedeuteten schließlich den Sprung zum rentablen Label, und die Basis für ein

paar sichere Jahre in den schwarzen Zahlen war gelegt.

Wirklich rentabel sind nach Ralfs Erfahrungen meist nur drei von zehn unter Vertrag genommenen Künstlern. Diese drei müssten die restlichen Künstler mitfinanzieren. Mo’ Horizons haben, ich mag das Wort gar nicht, einen Grundumsatz.“ Die Erfolgsträger seien fast immer eine Überraschung. Das größte Plus von Agogo sieht er in den Kontakten, dem Vertrieb, aber besonders im Ruf und der Seriosität des Labels. Bewerbungen von Künstlern bleiben da nicht aus. Wie also trifft man die Entscheidung, in welchen Künstler man investiert? „Ich hab so einen Pool an Leuten, die ich frage, was sie davon halten. Das an-

dere muss ich entscheiden. Ich muss auch dafür geradestehen, wenn es nicht klappt“, erklärt Ralf.

Agogo übernimmt Artwork, Promotion, Marketing und Vertrieb – alles immer individuell auf den Künstler zugeschnitten. Diese enge Zusammenarbeit stelle auch die größte Herausforderung im Arbeitsalltag dar, sagt Ralf. Je mehr die Künstler involviert seien, desto eher sei er auch bereit, ihnen bei ihren Anforderungen entgegenzukommen. „Im Grunde releast man gemeinsam.“ Diese Betreuung unterscheide sein Label von den Majors. „Wenn die eine Platte herausbringen und merken, da passiert nicht viel, dann investieren die nichts mehr. Dann war’s das eigentlich für den Künstler. Wir machen das natürlich gar nicht.“ Beispiele von Künstlern, die sich erst nach dem zweiten oder vierten Album rentiert haben, kennt er einige. Finanzieller Erfolg sei daher keine Voraussetzung für eine dauerhafte Zusammenarbeit.

Wenn die Künstlerauswahl zentral für das Kerngeschäft, finanzieller Erfolg jedoch kein Kriterium ist, bleibt zu fragen, nach welchen Kriterien Ralf entscheidet. „Das erste ist immer die Musik. Es hat auch noch nie nicht geklappt, wenn die Musik wirklich gut war.“ Auf professionelle Bewerbun-

gen lege er keinen Wert. Einige seiner Künstler beschreibt er als rein auf die Musik fixierte „Patienten“, die keine Affinität zu grafischer Gestaltung, Social Media und professionellen Pressefotos

„Nur für Geld ist ein schlechter Antrieb.“

hätten. „Ich wurde mal gefragt, wie sich eine Band präsentieren müsse, damit ich sie unter Vertrag nehme. Und das ist wirklich so: Du könntest die letzten Fotos schicken, das könnte alles scheiße sein. Aber wenn ein Album richtig gut ist, findet das seine Hörer.“

Ralf musste trotz Freiheiten in seinen Entscheidungen auch Kompromisse eingehen und auf den Wandel der Musikindustrie reagieren. Die Digitalisierung verdrängt seit Jahren die größte Einnahmequelle der Labels: die CD. Als Verfechter physischer Tonträger hat sich Ralf zwei Jahre lang gegen den Streaming-Trend gewehrt. Diese Auseinandersetzung hat er aber beendet, da er sonst auf eine sichere Einnahmequelle verzichten würde. „!K7 hat mir dann erklärt, dass es dumm ist, das nicht zu machen. Zwar nicht inhaltlich dumm, aber dumm für das Label.“

Das Streaming verdrängt aktuell nicht nur CDs vom Markt, sondern auch Plattformen wie iTunes, auf denen man Songs digital kaufen kann. Mit der vermuteten Schließung des iTunes-Stores würden für das Label ca. 20.000 Euro Einnahmen wegfallen. So ist es aufgrund fortwährender Veränderungen der Musikbranche für Ralf schwierig, die Zukunft von Agogo Records vorherzusagen. Ob nun Apple Music und Spotify irgendwann ihr Ende finden oder ob sein Label als „gallisches Dorf“ in der

Branche weiterbesteht, kann Ralf nicht sagen: „Als Napster damals kam und die Totenglocken geläutet haben, hätte niemand darauf gesetzt, dass jemals wieder Vinyl relevant wird. CDs sind auch schon seit fünf Jahren totgeschrieben. Im Grunde wird jetzt alles digital. Ich hoffe auf die Gegenbewegung, dass es Menschen gibt, die gerne wieder was in der Hand haben und anschauen und anfassen.“ Ralf würde auch „unglaublich gerne ökologisch produzieren“, doch an dieser Idee muss er noch arbeiten, da das recycelte Material ohne Plastik drei- bis viermal so teuer ist wie das herkömmliche.

Während des Gesprächs wird deutlich, wie ungern Ralf von Erfolgskünstlern, Umsätzen und Einbrüchen in der Musikindustrie und wie begeistert er von seinen Musikern spricht. Dass es ohne Verstand nicht

möglich ist, diese Leidenschaft zu unterstützen, wird ebenso klar: „Ich bin ja eher Künstler, muss aber auch viel solide Arbeit leisten. Dadurch funktioniert es ganz gut – weil ich genauso bin wie sie, aber auch um zehn Uhr aufstehe und die Arbeit mache.“

Die Antwort auf die Frage, welcher Teil seiner Arbeit reine Herzens- und welche Kopfsache ist, fällt ihm nicht schwer: „Herz ist die Musik und die Menschen dahinter, und Verstand ist die Buchhaltung“, antwortet er lachend.

Dann plaudert er noch über seine neuesten Platten – und drückt uns gut gelaunt einige der bunten CDs in die Hand.

„Wenn die Musik wirklich gut ist, findet das seine Hörer.“

Anastasia Tserea/
Nathalie Sophie Kramer



MUSIKINSTRUMENTE & MEISTERWERKSTATT
Peiner Str. 27 - 30519 Hannover - Tel.: 0511 831014
www.werner-musikinstrumente.de
Öffnungszeiten: Montag - Freitag 09.00 - 18.00 Uhr
Samstag 09.00 - 13.00 Uhr



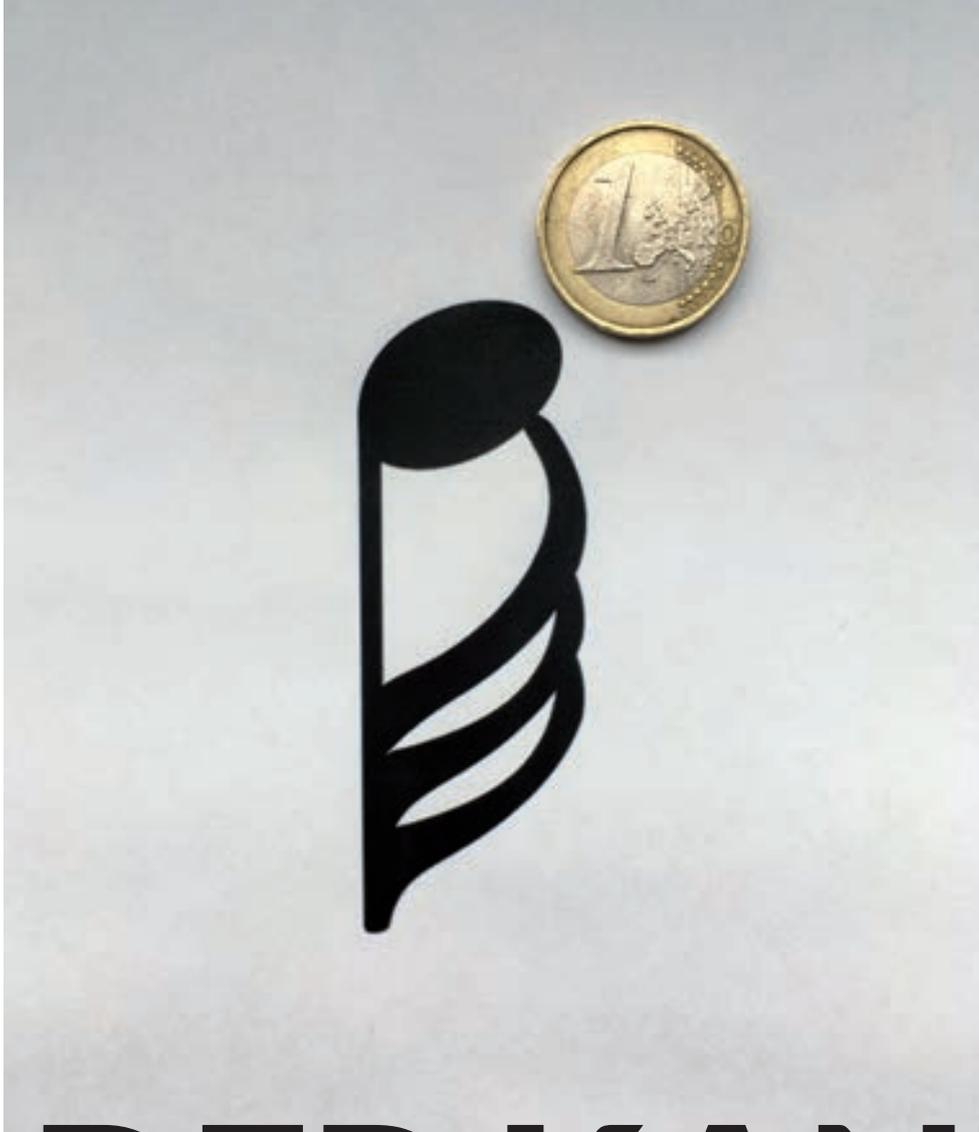
Sylvia Zwirner
Geigenbaumeisterin

Seelhorststraße 40
30175 Hannover / Zoo
fon 05 11 / 2 28 15 02

Restaurationen • Reparaturen • Neubau
Meisterinstrumente • Schülerinstrumente
Bögen • Zubehör • Mietinstrumente



IST DAS WERBUNG



ODER KANN DAS WEG?

Über Kunst und Kommerz

Wo hört Kunst auf und wo fangen Kommerz und Kalkül an? Musiker wie Michael Jackson und Madonna haben nicht allein mit ihrer Musik Ikonenstatus erreicht. Geschickt inszenierte Provokationen waren genauso wie millionenschwere Werbedeals verantwortlich dafür, dass die beiden Musiker heute zum kulturellen Kanon gehören. Aber bleiben solche Ikonen wirklich als Musiker oder eher als geschickte Unternehmer in Erinnerung? Und was ist mit denjenigen, die noch ganz am Anfang ihrer musikalischen Berufung stehen?

Der Düsseldorfer Rapper Kollegah hat es mal ungefähr so formuliert: „Früher habe ich Drogen verkauft, jetzt ist es Musik. Rap ist für mich nur ein Sprungbrett, um berühmt zu werden und noch mehr Kohle zu machen.“ Und wie um dieser Aussage Nachdruck zu verleihen, verwickelte sich der Dreiunddreißigjährige im Frühjahr dieses Jahres in einen Antisemitismusskandal, der ihm noch mehr Aufmerksamkeit bescherte. Aber Imageschaden hin oder her – selbst mit Gefängnis könnte man ihm letztlich nicht drohen, ist ein Knastaufenthalt im besagten Genre doch eher Voraussetzung als Hindernis auf dem Weg in den Charts-Olymp. Es zählt die Aufmerksamkeit. Kollegahs aktuelles Album wurde ihm folglich dermaßen aus den Händen gerissen, dass warme Semmeln nicht mehr als Vergleich herhalten können.

Als Musiker, der noch nicht die gläserne Decke der Bekanntheit durchbrochen hat, neigt man angesichts solcher Mechanismen zum ratlosen Kopfschütteln. Reicht meine Musik denn nicht aus? Muss es immer noch ein Marketing-Agent, ein Werbevertrag und ein Skandal obendrauf sein? Beim Blick in den Geldbeutel wird jedoch schnell klar, dass ein bestimmter kommerzieller Erfolg notwendig ist, um als Musiker seine Brötchen zu verdienen.

Wenige wissen das besser als Sängerin Jordana Talsky. Die Kanadierin bedient sich beidseits der Linie zwischen Jazz und Pop. Eine Linie, die von beiden Seiten traditionell mit kritischen beziehungsweise überhaupt keinen Blicken beäugt wird. Festle-

gen möchte sich die Sängerin aber nicht. Ganz im Gegenteil hält sie es für essentiell, nur für sich zu schreiben.

„I don't write for a commercial audience. And maybe that is a hindrance to financial success as a musician, I don't know yet“, erklärt sie dem „Saitensprung“ auf einer Musikindustriekonferenz in Toronto. Das Programm der Konferenz umfasst auch Songwriting-Workshops – Jordana ist jedoch nur hier um Kontakte zu knüpfen. Songwriting ist für sie nämlich keine Frage des anvisierten Publikums. „I find myself asking questions of ‚what do I want to say‘ and ‚who am I talking to‘. I think that gets in the way of the true spirit of the writer and the moment, so I try to abandon those lines of thought when they creep in.“

Diese Gelassenheit, ja beinahe Abneigung gegenüber kommerziellen Einflüssen auf ihre Musik hat die jüngere Sängerin jedoch ihrer reichlich unmusikalischen Vergangenheit zu verdanken. Nach der Schule hatte sie zunächst Rechtswissenschaften studiert und anschließend ein paar Jahre damit gutes Geld verdient. Die Entscheidung für die Musik war dann auch eine Entscheidung gegen das große Geld. Und für das Echte und Wahre, das die Musik verspricht. „The struggle to create authentic material and subsist as a performing musician are at odds with each other, so time will tell how I move forward with those competing interests.“

Für Peter Wicke handelt es sich dabei um einen eingebildeten Widerstreit. Der Populärmusikwissenschaftler vertritt seit Jahrzehnten die Meinung, dass Musik, die zum Verkauf steht, sich nicht außerhalb dieses Umstands denken lassen kann. Sie ist so mit der Musikindustrie verwoben, dass sie nicht nur musikalisches und kulturelles Medium ist, sondern „mitten im Schnittpunkt von ökonomischen, technologischen, administrativen, kulturellen, sozialen und ästhetischen Entscheidungen steht und nur so existent sein kann“. Ein Schaffensprozess ohne finanzielle Erwägungen ist laut Wicke also gar nicht möglich. Das gilt für Madonna und Michael Jackson wie für den mittellosen Jazztrompeter. „Musiker, die vermeintlich nur künstlerischen statt kom-

merziellen Erwägungen folgen und zum Beleg dafür auf eine zahlenmäßig kleine, dafür aber treue Anhängerschaft verweisen, haben sich lediglich für ein anderes, nämlich kleineres Marktsegment entschieden, sonst fände ihre Musik gar nicht statt.“

Vielleicht hört Kunst also wirklich nicht auf, wo Kommerz anfängt. Vielleicht kann keine Zeile entstehen, die nicht von dem Umstand geprägt ist, dass Musik in unserer Welt als Produkt gehandelt wird. Ja, vielleicht ist es so traurig wie wahr, wenn Bono von U2 vor riesigen Apple-Logos singt: „I can't live with or without you.“ Doch sicher ist immerhin, dass während des Konzerts fast niemand einen Gedanken daran verschwendet.

Kevin Kopsicker



FANGESÄNGE

***KULT ODER
KULTUR?***



Olé, olé. Kaum ist die diesjährige Fußball-Weltmeisterschaft der Männer in Russland verklungen und verdaut, da stehen schon die nächsten Begegnungen an. Längst ist das Alltagsgeschäft der Bundesliga angelaufen, ebenso wie das neu ins Leben gerufene Turnier der UEFA, die Nations League. König Fußball regiert. Ein Sport, der die Massen begeistert, mobilisiert und emotionalisiert. Zuletzt zeigte die WM, wie sehr sich der verantwortliche Fußballverband FIFA vom Image eines Sports für grölend-pöbelnde Haufen aggressiver Fans lösen will. Gezielte Kameraschwenks auf ausgelassene und friedliche Menschen zeigten das positive Bild einer neuen Fankultur. Gemeinschaftlich liegt man sich in den Armen. Vor allem abseits des Rasens heißt das aktuelle Selbstverständnis: den Sport zelebrieren. Fan sein, das bedeutet tolerant, aufgeschlossen und musikalisch sein. Aber halt. Fussball und Musik? Wie geht das zusammen?

Gesänge über und um das runde Leder gehören mittlerweile fest dazu, und auch Trommeln und Trompeten sind nicht mehr von den Tribünen wegzudenken. Der Sport selbst hat seit seiner Entstehung im 19. Jahrhundert verhältnismäßig wenige Veränderungen durchlebt. Das Spektakel drumherum jedoch ist erheblich größer geworden. Die Spieler des Clubs Real Madrid werden von ihren Fans als Tänzer des „Weißen Balletts“ bezeichnet. Der Jubel über die bloße Anwesenheit millionenschwerer Superstars ist gigantisch, der Kult um sie nahezu selbstverständlich. Doch was bewegt den durchschnittlichen Fan (von einigen wenigen abgesehen, die sich für einen flüchtigen Augenblick auf einer Videoleinwand erkennen können), am Ende der Woche in ein volles Stadion zu gehen, mit tiefster Inbrunst ihre Liebe zur Mannschaft hinauszusingen und dafür tausende Kilometer Anreise pro Jahr in Kauf zu nehmen? „Leidenschaft, Magie und Identität“, hört man da oft. Die „Ruhrpottivalen“ Borussia Dortmund und FC Schalke 04 schicken ihre Slogans in die Schlacht: „Echte Liebe“ oder „Wir leben dich“ heißt es da beispielhaft.

Die Identifikation mit einem Verein oder einer Mannschaft scheint mehr als nur ein Kult zu sein. Die Bindung zu einem Verein ist vom Verein gewollt. Und der Fan nimmt sie dankend an. Für manche gehört sie zum Leben dazu. Fansein, das ist Kultur! Als richtiger Fan leidet man mit der Mannschaft, man feuert sie an, jubelt und weint mit ihr. Natürlich kennt man auch die entsprechenden Gesänge auswendig, kennt sie unter Umständen noch vom Gang ins Stadion mit den Eltern. Oft heizen sie die eigene Mannschaft an, manchmal dienen sie der Verhöhnung und Verspottung des Gegners. In passenden Situationen werden sie von so genannten Chant-Leadern angestimmt, an denen sich die Gefolgschaft orientieren kann. Dieses Prinzip hat immerhin seit etwa 400 n. Chr. Bestand und ist der Kirche entliehen. Auch das Call-And-Response-Prinzip machen sich die Chant-Leader zunutze. In jedem Fall sind Gesänge Ausdruck einer Fanbefindlichkeit. Nicht wenige glauben, mit besonders hervorstechenden Gesängen das Spielgeschehen beeinflussen zu können. Generell sollen sie dem unmittelbaren Feedback an den einzelnen Spieler,

an die Mannschaft, an das Trainerteam, den Vorstand oder den gesamten Verein dienen.

Klar, das alles ist, wie der Berufstand „Profispieler“ impliziert, nur ein Spiel. Seit sich der Sport aber seiner großen Popularität erfreut und kaum noch zu beziffernde Geldsummen Jahr für Jahr in die Faszination Fußball ein- und wieder hinausfließen, ist aus dem bloßen Spiel bitterer Ernst geworden. Der Fortbestand von Arbeitsplätzen entscheidet sich Woche für Woche auf dem grünen Rasen. Sicherlich kann dem Durchschnittsfan egal sein, welcher Arbeitsvertrag welches Profis möglicherweise vorzeitig aufgelöst wird. Dagegen ist dem Fan aber wichtig, für sein hart verdientes Geld guten, spektakulären und – so die Hoffnung – erfolgreichen Sport zu sehen. Diese Investition von Geld und Herzblut ist der notwendige Katalysator für Kreativität im Fantum. Ein Großteil der Lieder, die von Fans gesungen werden, beruhen auf Kompositionen aus der Unterhaltungsmusik. Schlager und Stimmungslieder bieten sich besonders gut an. Auf ihre Melodien lassen sich witzige, gemeine und anfeuernde Gesangstexte dichten. So wird der Beatles-Refrain „We all live in a yellow submarine“ zu „Zieht den Bayern die Lederhosen aus“ uminterpretiert. Aus dem kubanischen Volkslied „Guantanamera“ werden Spottgesänge, die Spieler und Fans der Ruhrpottvereine als „Ruhrpottkanacken“ bezeichnen.

Wer einmal bei einem Fußballspiel die Werbetafeln an den Spielfeldrändern beobachtet hat, der erkennt schnell, welche Produkte und Produktarten die Plattform Fußball für sich nutzen. Vor allem Konsumgüter wie Fast Food und Alkohol werden beworben. Dinge, die eigentlich im Widerspruch zum Leistungssport stehen. So gehört es für den Fan eben auch dazu, angeheitert auf den Rängen zu stehen und nicht nur an ein Wir-Gefühl zu glauben, sondern es auch bierselig zu besingen und zu beklatschen. Dass die Vereine dieses Verhalten tolerieren, ja gar begünstigen, passt eigentlich nicht zu dem neuen Image, das transportiert werden soll. Gesang, Stimmung, Leidenschaft: ja. Pöbelein, Gewalt, Exzesse: nein. Wie schwierig es für die Fans zu sein scheint, dieses Image mitzutragen, zeigen regelmäßige Fanrandalen, die oft

aus zynischen Spottgesängen verfeindeter Fanlager entstehen. Vereine, aber auch Nationalmannschaften haben Mühe und Not, Probleme wie Rechtsradikalismus, körperliche Gewalt, sexuelle Gewalt oder schiere Geschmacklosigkeiten in Zaum zu halten. Viele solcher Probleme artikulieren sich bereits vor oder während einer Partie über mitgebrachte Banner und einstudierte Neufassungen von Gesängen. Im letzten Spiel des FC Sachsen Leipzig vor seiner Auflösung sangen Unterstützer wiederholt das sogenannte U-Bahnlied: „Eine U-Bahn bauen wir – von hier bis nach Auschwitz.“

Wurde schon immer im Sport gesungen? Vermutlich ja, schreiben die Wissenschaftler Reinhard Kopiez und Guido Brink in ihrer „FANomenologie“ (Würzburg: Königshausen & Neumann, 1998). Allerdings sei die Dokumentation des Verhaltens von Zuschauern in früheren Zeiten deutlich vernachlässigt worden. Wie bei öffentlichen Duellen und Sportwettkämpfen musiziert und gesungen wurde, ist kaum überliefert. Einige wenige Quellen legen nahe, dass es den einfachen Bürgern nicht untersagt war mitzufiebern, zu jubeln, zu kritisieren oder anderweitig zu kommentieren. So soll es bei Austragungen im antiken Griechenland öfter zu deutlichen Identifikationsbekundungen der Zuschauer und anschließenden Kämpfen zwischen den Fans der Verlierer und der Gewinner gekommen sein. Schutztruppen wurden bei Massenveranstaltungen eingesetzt, um die Ordnung davor und danach aufrechtzuerhalten. Eine berühmte Inschrift vor dem Stadion von Delphi be-

sagte, dass es verboten war, Wein mit ins Stadion zu schmuggeln. Dafür wurden fünf Drachmen Strafe erhoben.

Zurufe, politische Sprechchöre und Versuche verbaler Einflussnahme auf den Ausgang einer Veranstaltung waren den Griechen und Römern nicht fremd. Gesungen wurde beim Sport jedoch nicht. Als Voraussetzung für den Gesang der Masse, so Kopiez und Brink, mussten sich Sportarten zunächst institutionalisieren. Damit Gesänge und Melodien überhaupt ein Stadion erreichen konnten, musste ein regelmäßiger Spielbetrieb erfolgreiche Athleten, Kämpfer oder Mannschaften wiederkehrend antreten lassen, sodass die gleichen interessierten Zuschauer in einer Art Fortsetzung das weitere Abschneiden verfolgen konnten.

Fan sein bedeutet eben auch, dem präferierten Team immer wieder den Rücken zu stärken. Im Optimalfall auch, wenn Erfolge ausbleiben. Interessant ist, dass sich Einzeldisziplinen bis heute nicht dazu eignen, Fangesänge hervorzubringen. Die moderne Olympiade, die Formel 1 oder die Tour de France sind nicht dafür geeignet, musikalische Ausprägungen in ihren Fanlagern zu entwickeln. Als populäres Gegenbeispiel entwickelt sich derzeit der Dartsport vom

Kneipensport zu stimmungsgeladenen Großereignissen, die gerade wegen der Anwesenheit singender Fans ihren Reiz erhalten.

Bislang aber ist der Fußball der einzige Sport, in dem die Fankultur, wie wir sie heute kennen, so von Gesang bestimmt wird. Selbst der US-Sport, der in seinen Inszenierungsarten und Finanzierungsmitteln kaum Grenzen kennt, tendiert nicht zu einer Fankultur des Singens. Während beim Basketball eher vereinzelte Songschnipsel eingespielt werden, beim Eishockey zumeist durch Mitklatschen, -klopfen und -trommeln angefeuert wird und Football durch seine häufigen Spielpausen kaum Zeit zum Anstimmen eines Gesangs bieten kann, sorgt der teilweise langatmige Fußball für ausreichende Gelegenheiten, Gesangseinlagen einzuschleusen, ohne eine wichtige Spielszene zu versäumen.

Gesungen wird ohnehin nicht nur im Stadion. Vor allem vor und nach einer Partie, während der Anreise und auf der Abreise werden Fußball-Lieder geschmettert. Sie dienen der emotionalen Bewältigung des sportlichen Geschehens, der Artikulation von Freud und Frust und dem kreativen Wettstreit zwischen den Lagern, wer am besten singen kann. Ohne Gesang wäre das Stadion kaum mehr als ein Kino ohne Ton. Still und leblos. Weil 60.000 Menschen nicht zusammen reden, diskutieren oder schweigen können, müssen sie singen. Gut so!

Tim Tschentscher

**Interessant ist,
dass sich Einzeldisziplinen
bis heute nicht
dazu eignen,
Fangesänge hervorzubringen.**



RICHTIGE MÄNNER HÖREN ROCK

Streamingdienste teilen fragwürdige Ansichten über
Geschlechterrollen und musikalische Vorlieben.
Muss das sein?

Bevorzugen Männer Rocklegenden, während die Damenwelt auf Partys seichten Pop wie die Backstreet Boys oder Shawn Mendes hören möchte? So ein Männerabend, der braucht auch männliche Musik. Und so ein Mädelsabend? „Girls just wanna have fun“, sang schon Cindy Lauper. Diesen Eindruck vermitteln auch diverse Streamingdienste wie Spotify und Deezer, die scheinbar für jede Gelegenheit die passende Playlist bieten. Und so findet man neben der „Dusch Playlist“, die jedem Mann und jeder Frau die perfekte Duschbeschallung garantiert, auch die unabdingbare Begleitmusik für einen Junggesellenabschied oder einen Mädelsabend. Diese Listen sind ganz auf vermeintlich geschlechterspezifische Hörgewohnheiten zugeschnitten. Immerhin toll, dass da an Mann und Frau gleichermaßen gedacht wird, denn laut einer Studie des Unternehmensnetzwerks EY nutzen beide Geschlechter die kostenpflichtigen Streamingangebote in etwa gleich viel.

Schaut man sich bestimmte Listen genauer an, bekommt man schnell den Eindruck, dass vor allem die Nutzerinnen der klischeehaften Popmusik verfallen sind. In Angeboten wie „Girl's Night“ findet man keinen Rock und schon gar keinen Metal. Hören Frauen so etwas nicht, und findet

der schwedische Streamingdienst das deshalb für einen Mädelsabend nicht relevant? Viele Frauen in meinem Freundeskreis sind Rockfans, und auch Metal ist teilweise sehr beliebt.

Die Playlist „The Bachelorparty!“, von Spotify für den Junggesellenabschied zu rechtgeschustert, ist hingegen durchzogen von Rocklegenden wie AC/DC und den Foo Fighters. Die Foo Fighters habe ich neulich erst im Instagramvideo einer Kommilitonin gesehen. Eigentlich würde ich diese Playlist für den nächsten Abend mit meinen Freundinnen bevorzugen, dabei bin ich doch gar kein Junggeselle.

Auf den ersten Blick fallen mir jedoch zwei Songs der Playlist kritisch auf. Beyoncé's „Naughty Girl“ und Christina Aguilera's „Dirrty“. Es handelt sich dabei um zwei sehr übersexualisierte Hits, die einen Junggesellenabschied vermeintlich ideal untermauern. Diese Hits finden sich aber auch in der Playlist „Girl's Night“. Was soll das jetzt wieder bedeuten? Eine Kissenschlacht in Unterwäsche ganz nach amerikanischer Highschoolfilm-Manier? Wohl eher nicht.

Biologisch belegen lässt sich ein unterschiedlicher Musikgeschmack von Män-

nern und Frauen nicht so einfach, denn wenn überhaupt scheinen Unterschiede eher eine Frage der Sozialisation zu sein. Zwar wollen zwei japanische Neurobiologen einen Zusammenhang von Testosteron und musikalischen Vorlieben gefunden haben, doch wirklich überzeugend sind auch diese Ergebnisse nicht, zeigte sich dieser Unterschied doch nur bei Männern mit verschiedenem Testosteronhalt.

Einige Wochen später schaue ich noch einmal bei Spotify in die „Girl's Night“-Playlist, denn ich will tatsächlich ein paar Freundinnen einladen. Und obwohl sich das Bild des seichten Pop kaum verändert hat, gibt es Hoffnung für weibliche Rockfans: Die Indie-Rock-Band Cold War Kids hat es doch tatsächlich ans Ende der Playlist geschafft. Ich entscheide mich aber dafür, meine eigene zu erstellen, auch mit ein paar Songs aus „The Bachelor Party!“. Diese Liste hat sich nicht verändert. Der neueste Shawn-Mendes-Hit scheint einfach nicht attraktiv für eine Männerrunde zu sein.

Derya Irrgang



NOTEN, MINERALIEN UND PARAGRAPHEN

Der Oboen-Geo-Jurist Stefan Eckmüller fand seinen Stein der Weisen

Jeder kennt sie, die Entscheidungen. Jeder bereut sie, die Fehler. Und jeder träumt gern groß, vor allem in der Jugend. Das Herz denkt oft anders, als der Kopf fühlt. Lebensfreude und Zukunftsangst spielen so manchmal im Duett. Stefan Eckmüller, eigentlich gebürtiger Katalane, hat vor einiger Zeit in Nürnberg Oboe, in Erlangen Geologie und in München Jura studiert. Sein Weg war oft steinig, trocken und für andere unverständlich. Doch heute ist er glücklich, zuletzt doch meist auf sein Herz gehört zu haben. Funktioniert sein Rezept auch noch für Studierende heute?

Stefan, unsere erste Begegnung war ja vor allem sehr lustig und ein Riesenzufall. Kurz vor einem Konzert von dir in München las ich deine Vita im Programmheft und wurde stutzig. Und dann standest du plötzlich vor mir, etwas peinlich berührt und verlegen. Du wolltest meine Schuhe haben!

Stefan Eckmüller: Das werde ich so schnell nicht mehr vergessen! So etwas war mir noch nie passiert, in all den Jahren ... Ich hatte meine schwarzen Lackschuhe vergessen und trug stattdessen nur braune Sommerschlappen. Verzweifelt war ich auf der Suche nach eventuell passenden Schuhen. Sonntagabends hat ja normalerweise kein Laden auf. Also war ich auf jemanden ungefähr gleich Großen im Publikum angewiesen und dachte, deine Schuhe könnten mir passen. Interessant sahst du aus in deinem schwarzen Anzug und mit meinen braunen Schlappen (*grinst*).

Was haben mich die Leute seltsam angesehen! Interessant fand ich mehr deinen Lebensweg. Wie kommt es denn zu so verschiedenen Studien?

Um ehrlich zu sein, war das meist sehr impulsiv und viel Bauchgefühl. Als Jugendlicher kam ich von Spanien nach Deutschland. Ich konnte kaum Deutsch, dafür aber gut Oboe spielen. Im Kindesalter träumte ich davon, als Wissenschaftler auf Expeditionen zu gehen. Die Freiheit und das Abenteuer reizten mich schon immer. Mein Adoptivvater, ein fränkischer Staatsanwalt, hieß das aber so gar nicht gut. Nach seinem Willen sollte ich natürlich Jura studieren. Aber ohne sehr gutes Deutsch schien das kaum sinnvoll zu sein. Aus Protest studierte ich zunächst Geowissenschaften.

War das einfacher mit der Sprache?

Natürlich nicht, sehr schnell ging ich deswegen unter. Ich hatte große Schwierigkeiten Deutsch zu lernen und spielte oft lieber Oboe, anstatt zum Sprachkurs zu gehen. Dann pausierte ich mit Geologie und fing an Oboe zu studieren. Da brauchte ich tagsüber nicht viel zu reden, und abends in der Kneipe lernte ich Deutsch.

Und nach deinem Konzertexamen machtest du mit Geologie weiter?

Schon vorher. Das Musikstudium war un-

gläublich bereichernd und schön. Langsam kam ich an und lernte viele nette Menschen kennen. Irgendwann platzte dann auch der Knoten mit dem Deutsch, und ich versuchte es nochmal parallel zur Musik mit den Geowissenschaften.

Wie kam es dann noch zu Jura?

Nun ja, ich wusste lange nicht, was ich wollte. Oder besser gesagt, ich traute mich nicht auf mein Herz zu hören. Was „Vernünftiges machen“ – manchmal gab ich meinem Vater dabei recht. Ich arbeitete zunächst für ein Münchner Geoinstitut, aber nur vor und bei längeren Expeditionen im Ausland. Die Zeit dazwischen konzertierte ich in verschiedenen Ensembles. Als ich etwas älter wurde, bekam ich Angst, das könne so nicht weitergehen. Eine Bekanntschaft erzählte mir dann von ihrem Jurastudium und motivierte mich, es doch einfach mal auszuprobieren. Damals, noch ohne Bologna-Reform, konnte ich mir die Zeit fürs Studium neben meinen Arbeiten frei einteilen, ähnlich wie bei Musik und Geologie.

Hat es geklappt, das alles unter einen Hut zu bringen?

Nein, das war anstrengend und eine schwere Zeit für mich. Ich untersuchte oft Gesteinsschichten in Island und Südafrika und war während dieser Abenteuer eigentlich sehr glücklich. Manchmal gab ich auf den Reisen auch Konzerte und musizierte viel. Vor gut 15 Jahren wurde dann das Geoinstitut geschlossen. Von meiner Musik allein konnte ich nicht leben, als Geologe hätte ich eine schöne Stelle komplett nur im Ausland haben können. Meine Befürchtung war aber, dass das wieder nur für ein paar Jahre gut gehen könnte. Also zwang ich mich, erst einmal noch das Jura-Examen zu machen. Es war hart, denn gerade mein Adoptivvater und Motivator für das Studium verunglückte zu der Zeit tödlich. Ich hatte heftige Krisen. In meiner Wohnung waren in der einen Ecke alle meine Musiksachen, in der anderen lagen meine Steine und Mineralien. Und irgendwo dazwischen dachte ich, ich müsse unbedingt Paragraphen lernen. Doch ich habe es dann zu Ende gemacht und recht gut bestanden. Kurz danach heiratete ich die Frau, die mir das Jurastudium anfangs schmackhaft gemacht hatte. Das war eine intensive Zeit.

Wie hat das Ganze dann deine berufliche Laufbahn beeinflusst?

Da gab es sehr viele Zufälle. Anfangs gab ich der „Vernunft“ nach und arbeite als Gutachter für eine Anwaltskanzlei, die sich mit Bodenvergiftung von Chemiegroßkonzernen beschäftigte. Da konnte ich meine Kenntnisse in Geologie gut einbringen. Meine Frau und ich bekamen dann unser erstes Kind. Am Tag nach der Taufe erzählte mir ein befreundeter Geologe aus Johannesburg, dessen Frau übrigens Cellistin ist, dass bei ihm in der Firma ein Gesteinspezialist gesucht werde. Mein Herz wollte wieder zurück zu den Abenteuern. Also zog ich mit meiner Familie kurz darauf nach Südafrika.

Und was geschah mit deiner Liebe zur Musik?

Die nahm ich einfach mit! Meine Oboe passt in fast jeden Koffer. Manchmal nahm ich sie sogar mit auf Expeditionen. Immer wenn mir danach ist, spiele ich. Bei einem Projekt auf dem Berg Ben Macdhuil musizierte ich nach Feierabend öfters mal mit ein paar Kollegen. Abends, allein, in der Dämmerung, auf fast 3.000 Metern Höhe. Das waren sehr intensive Erlebnisse, die ich mit ihnen teilen durfte. Für solche Momente lebe ich!

Das bedeutet doch aber, dass du dich eigentlich nie wirklich für bzw. gegen „Herz“ oder „Kopf“ entscheiden musstest. Deine Zufälle fanden immer einen guten Kompromiss. Meinst du, das würde bei Musikstudierenden heute auch funktionieren?

Ja, und ich bin sehr dankbar und glücklich. Seit drei Jahren leben wir wieder in München. Ich arbeite wieder an einer Schnittstelle von Jura und Geologie. Trotzdem finde ich noch Zeit, ein paar Mal pro Jahr zu konzertieren, auch wenn ich einmal meine Schuhe vergessen habe. Mein Lebensweg war zwar nicht einfach, aber auch privilegiert. Die jungen Musiker heute sollen ihrem Herzen viel Raum geben, damit es richtig schlagen kann. Egal was dann passiert, denn die Vernunft findet immer einen Weg!

Das Gespräch führte Roland Kolb



Thomas Posth (links) betritt mit dem Treppenhausorchester seit Jahren neues Terrain



„MUSIK-BRINGDIENST“ FÜR HANNOVER

Mit dem Format „Dating-Konzert“ bittet das Treppenhausorchester seine Zuhörer zu einem Rendezvous mit ihrem persönlichen Musikgeschmack

Ob Tinder, Lovoo, Badoo oder wie sie alle heißen: Dating-Apps eröffnen seit einigen Jahren Singles die Chance, ihrer großen Liebe zu begegnen. Nachdem man aus unzähligen Profilen einen potentiellen Anwärter auserkoren hat, wird die Sache ernst: Wird es ein Traumdate oder ein Reinfall? Ich musste bei meinem Date dieses Risiko nicht eingehen. Das Orchester im Treppenhaus hatte mir nämlich ein Traumdate versprochen. Jedoch kein Traumdate mit

einem Single, sondern mit meinem persönlichen Musikgeschmack.

Doch wie kann man überhaupt seinen persönlichen Musikgeschmack ermitteln? Dieser Frage ist Thomas Posth, Dirigent des Treppenhausorchesters und Leiter des Experiments „Dating-Konzert“, nachgegangen. Zusammen mit seinem Orchester betritt er seit Jahren neues Terrain und versucht, das Konzert als ein Erlebnis zu

verstehen und musikalische Grenzen zu erweitern. Eine bekannte Cellistin habe ihm vor zwei Jahren gesagt, es wäre doch witzig, ein „Dating-Konzert“ zu besuchen, auf dem man Leute kennenlernt. Posth griff die Idee auf und entwickelte sie weiter: „Das Konzept für unser Konzert habe ich aus dieser Grundidee abstrahiert: eben kein Date mit Menschen, sondern mit der Musik.“

Dieses Traumdate hat Anfang Juni an der Tellkampfschule in Hannover stattgefunden. „Hannover ist eine Laborstadt, in der man solche Formate total unvoreingenommen testen kann“, erzählt der Dirigent. Obwohl Smartphones in vielen Konzerten verboten sind oder als störend empfunden werden, ist die Nutzung in diesem Konzert ausdrücklich erwünscht. Beim Einlass wird man nach der Funktionstüchtigkeit der Smartphones gefragt und hat die Möglichkeit, sich ein Gerät zu leihen. Auf dem Gerät soll die eigens für dieses Experiment programmierte App heruntergeladen werden. Dann geht es in die Aula der Schule, wo die Musiker schon ihre Instrumente für das klassische Konzert einstimmen. Der Dirigent betritt die Bühne, und es gibt einen kleinen Applaus. Das Mikrofon funktioniert nicht, sodass Posth mit lauter Stimme das gemischte Publikum begrüßt und den Ablauf an diesem Abend erklärt. Er fordert alle Besucher auf, ihre Smartphones in die Hand zu nehmen und die App zu starten. Im Menü soll der Punkt „Vote“ ausgewählt werden, sodass auf jedem Gerät ein Daumen zu sehen ist. Jeder soll nun während des gesamten Konzerts einfach das Display des Smartphones antippen, damit die App registriert, wenn einem eine bestimmte Stelle gefallen hat. Und dann geht es auch schon los, das Ensemble gibt Klassiker von Mozart, Beethoven, Bach und Co. zum Besten.

Bereits beim ersten Stück hört man aus dem Publikum einen ungewollten Klingelton. Statt aber empört darauf zu reagieren, müssen selbst der Dirigent und die Musiker

schmunzeln. Und während ich nun meine Votes oder Likes für verschiedene Teile der Musik verberge, frage ich mich, wie das Ganze eigentlich funktioniert. Nach dem Konzert wird mir Marie Drunat das Vorgehen erklären. Marie studiert wie ich Medien und Musik und war an der Vorbereitung des ungewöhnlichen Konzertabends beteiligt. Sie hat das Konzert mit der App und den Eingaben der Besucher in Einklang gebracht. Zu den gespielten Stücken auf der Bühne hat sie parallel den Notentext mitgelesen und an einem Laptop die entsprechenden Markierungen für die App gesetzt. Die App weiß dann, an welcher Stelle die Musiker aktuell stehen. „Das sind schon so ein paar Hundert Markierungen, die ich da setzen musste“, verrät Marie.

Der erste Teil des Konzerts ist vorbei, und auf jedem Smartphone erscheint eine Farbe. Während einer kleinen Pause diskutieren die Zuhörer bei Wein und Cola angeregt. Jeder fragt sich, was seine Farbe wohl bedeutet und wie es gleich weitergehen wird. Bunte Pfeile auf dem Boden der Schule weisen den neugierigen Besuchern den Weg in verschiedene Räume und zum zweiten Teil des Abends. Ich habe die Farbe Braun, mein Begleiter die Farbe Rot. Insgesamt gibt es acht verschiedene Farben, die unterschiedlichen Grundstimmungen zugeordnet worden sind, „suchend“, „aufgewühlt“, „fröhlich“, „sarkastisch“, „festlich“ und so weiter. Auf diese Auswahl hat sich das Ensemble vorab geeinigt und das gesamte Programm nach diesen Stimmungen zusammengestellt. „Zu diesen Hauptausprägungen haben wir gezielt Stücke ausgewählt, die diese Stimmungen rüberbringen. Es war eine totale Puzzlearbeit, dann auch das Ensemble danach aufzuteilen“, sagt Thomas Posth.

Und so nehmen mein Begleiter und ich in unterschiedlichen Räumen der Schule Platz. Wie sich herausstellt, bedeutet die Farbe Braun, dass man an „aufgewühlten“ Stellen sein Vote vergeben hat. Vier Streicher begrüßen in dem verdunkelten Klassenraum ein überwiegend weibliches Publikum und erklären, dass sie nun für unsere Grundstimmung passend das Streichquartett von Mendelssohn in A-Moll spielen werden. Viele Ausschnitte dieser Partitur erinnern mich in der Tat an meine Lieblingsstellen vom ersten Teil des Abends. Meinem Begleiter ist es genauso ergangen: „Ich habe eher an den epischen bzw. energischen Stellen gedrückt, das hat mit dem Besuch im zweiten Teil sehr gut zusammengepasst.“

Nach dem Ende des Konzertes kommen alle Besucher im Foyer der Schule zu einem lebhaften Erfahrungsaustausch zusammen. Ihre Reaktionen zeigen, dass durch das Aufbrechen von Konventionen und die Konzentration auf den individuellen Geschmack Menschen auf neue Weise für das klassische Konzert begeistert werden können. „Die App fördert eher das aufmerksame Zuhören und regt zum Nachdenken an, anstatt die Gedanken im Konzert schweifen zu lassen. Das passiert mir nämlich auch öfter“, sagt Thomas Posth, der von seinem Format überzeugt ist, es noch in weiteren Städten testen und noch mehr Besuchern helfen will, ihren persönlichen Musikgeschmack zu finden. Auf meine letzte Frage, ob dieses Experiment nun eine Herzenssache oder ein Kopftopic ist, findet er schnell eine Antwort. Nach vielen Test- und Optimierungsphasen, die die App bis zur Fertigstellung durchlaufen hat, ordnet er die Planung bis zum Konzert als eindeutige Kopf- und Fleißarbeit ein. Das „Dating-Konzert“ aber sei eine reine Herzenssache.

**Nathalie Sophie
Kramer**





„EINE MUSIKALISCHE HAUSAPOTHEKE GIBT ES NICHT“

Der Musikphysiologe Eckart Altenmüller erklärt, wie Musik auf den menschlichen Körper wirken kann

Morgens in der Straßenbahn kurbeln wir unseren Kreislauf mit den treibenden Rhythmen der Kultband Scooter an, abends entspannen wir bei der Nocturne Op. 9, Nr. 2 in E-Dur von Frédéric Chopin. Auswirkungen von Musik auf unser Herz sind ganz unterschiedlich. Welche Effekte sie haben kann, erklärt Eckart Altenmüller, Professor für Musikphysiologie und Musikermedizin sowie Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musikermedizin (IMMM) der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover.

Wie wird das Herz aus physiologischer Sicht gesteuert?

Prof. Altenmüller: Unser autonomes Nervensystem nimmt direkten Einfluss auf das Herz. So wird die Herzfrequenz, die Herzfrequenzvariabilität und die systolische Auswurfleistung als auszuwerfende Blutmenge gesteuert. Das autonome Nervensystem wird wiederum beeinflusst durch die große Rinde. So können Ängste und Stress zur Folge haben, dass das Herz schneller schlägt. An diesem Punkt kommt auch die Musik hinzu, die eine Vielzahl von Gehirnregionen aktiviert. Musik kann das Herz

also nicht losgelöst von den Organen und Systemen adressieren.

Welche Effekte kann Musik auf das Herz haben?

Neben der oben beschriebenen Verarbeitung kann Musik auch indirekt Einfluss auf das Herz über rhythmisches Entrainment nehmen. Damit ist die automatische, unbewusste Angleichung des Herzrhythmus an die Musik und den Musikrhythmus ohne den Zwischenschritt über das autonome Nervensystem gemeint. Die ehemalige HMTMH-Masterstudentin Hanna Mütze

hat letztes Jahr dazu ihre Abschlussarbeit „Beeinflussbarkeit der Herzrate durch einen externen akustischen Stimulus“ bei Prof. Kopeck verfasst und wurde dafür mit dem Peter-Becker-Wissenschaftspreis ausgezeichnet. Dabei hat sie den Entrainmenteffekt, die Be- oder Entschleunigung der Herzrate und den Magneteffekt, die Synchronisation der Herzrate und eines externen Pulses, untersucht. Hanna Mütze konnte mit ihrem Forschungsdesign allerdings keine signifikanten Effekte eines Djembé-Rhythmus auf die Herzrate feststellen. Neben den zuvor beschriebenen Auswirkungen können auch Lautstärke und Geschwindigkeit der Musik eine Wirkung erzielen. Eine gute Übersicht über den aktuellen Forschungsstand und weitere mögliche Effekte bietet der Artikel „Music and the Heart“ von Stefan Koelsch und Lutz Jäncke, der 2015 im „European Heart Journal“ erschien. Insgesamt gibt es nur sehr kleine Effekte, die zudem sehr individuell sind.

Haben unterschiedliche Musikgenres unterschiedliche Wirkungen?

Einige der oben beschriebenen Variablen wie Lautstärke oder Geschwindigkeit der Musik sind genreunabhängig. Beispielsweise wird sehr laute Musik von unserem physiologischen System normalerweise immer mit Stress verbunden. Zudem sind Musikwirkungen subjektiv. Heavy Metal kann bei Hörern sowohl den Stress und damit auch die Herzfrequenz steigern, als auch Stress reduzieren. So gibt es Menschen, die zur Entspannung solche Musik bevorzugen. Die Wirkung von Musik hängt wesentlich davon ab, wie wir sie bewerten. Das wird wiederum biographisch erworben. Trotzdem findet man Studien, die zeigen das Mozart beruhigend und Dvořák aktivierend wirkt. Das sind aber vermutlich Artefakte, die durch Sampling-Fehler bei der Zusammenstellung der Untersuchungsgruppe entstehen können. Manche Hörer möchten bei Mozart die Wände hinaufrennen. Diese wurden dann aus dem Sampling ausgeschlossen. Ein weiteres Problem stellt bei solchen Studien der Investigator-Effekt dar. Hierbei wird die persönliche Auffassung des Versuchsleiters unbewusst auf die Probanden und so auf die Ergebnisse übertragen. Alle Versuche, die mit der Wirkung von Musik auf das Herz, den Herzschlag,

den Herzrhythmus, die Herzraten und die Herzfrequenzvariabilität zu tun haben, sollten eine breit gestreute, randomisierte Hörergruppe haben und möglichst doppelt blind eingesetzt werden. Das ist besonders wichtig, weil wir hier nur sehr kleine Effekte feststellen können.

Musik ist sehr vielseitig. Frau Mütze hat die Auswirkungen speziell von Rhythmus auf das Herz untersucht. Welche Auswirkungen können andere Parameter wie Harmonien haben?

Es wird immer wieder behauptet, dass konsonante Musik, vor allem klassische Kadenz von Mozart, Haydn oder Beethoven, beruhigend wirke und das Herz auch regelmäßiger schlagen lasse. Manche behaupten sogar, sie könne Herzrhythmusstörungen verbessern oder epileptische Erregungspotenziale reduzieren. Das sind sehr viele Zuschreibungen, die aber vermutlich eher ein Effekt der ausgesuchten Versuchspersonen beziehungsweise der Untersucher sind. Wenn sich der Blutdruck bei harmonischer Musik senkt, adressiert diese beim Zuhörer meist etwas Gewohntes. An dieser Stelle haben wir ein Werturteil, das



Prof. Eckart Altenmüller

zwei Aspekte miteinander vermischt: Zum einen wird Musik umso disharmonischer empfunden, je höher die akustische Rauigkeit ist, und die subjektive Bewertung im Sinne eines über die Zeit erworbenen Konzepts fließt mit ein. Zum Werturteil hinzu kommen noch sogenannte Körpergefühle,

die im Hirnteil „die Insel“ programmiert werden. Diese lassen uns beim Hören von bestimmter Musik das Gefühl eines sich zusammenziehenden Herzens erleben. Oft sind sie mit starken Emotionen der Trauer, der Trennung oder des Schmerzes verbunden. Mit diesen vermutlich gemischten und komplexen Gefühlen geht häufig einerseits eine Zunahme der Herzfrequenz, andererseits aber auch eine Erhöhung der muskulären Anspannung im Bereich des Brustkorbs einher. Das wurde aber leider noch sehr wenig erforscht.

Was verspricht eine Musiktherapie speziell für das Herz?

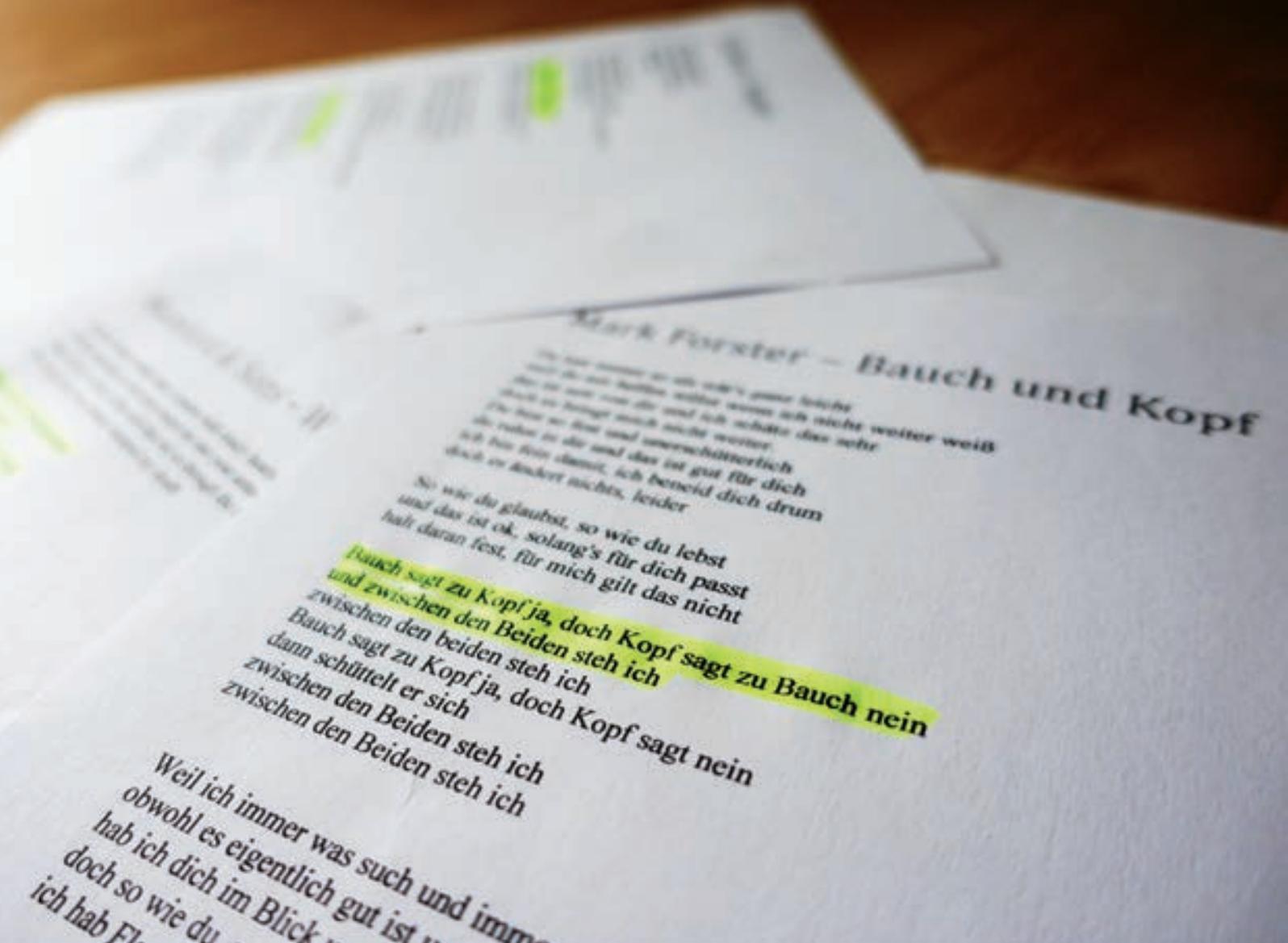
Hier müssen wir einzelne Effekte differenziert betrachten. Unspezifische Effekte von Musik sind konditionierte Reflexe, die fast immer wirken. Musik kann ihnen beim Einschlafen helfen oder sie beruhigen. Ob es die kleine Nachtmusik oder Death Metal ist, hängt von ihrer Prägung ab. Musik kann in der Therapie auch sehr gut zur Schmerzdämpfung eingesetzt werden. Dabei wird der externe Fokus verschoben, indem man nicht auf seinen eigenen Schmerz hört, sondern die Schmerzinformation mit der Musikinformation übertüncht wird. Das haben bereits einige Studien belegen können. Aber dass Musik zum Beispiel eine Herzrhythmusstörung beseitigen oder bei hohem Blutdruck als eine spezifische Therapie eingesetzt werden kann, das gelingt nur durch individualisierte Musiktherapie. Hier setzt die klassische Konditionierung an, um sich beispielsweise über das Hören ganz bestimmter Musik zu beruhigen. Eine musikalische Hausapotheke nach dem Motto „Wenn du jetzt eine Blutdruckkrise hast, dann schnell mal den Beethoven rein“ gibt es nicht.

Das Gespräch führte Simon Domberg



TWO-TONE





Der Konflikt von Vernunft und Gefühl
ist ein Standardthema in Songtexten

Dass man entscheiden muss, ob man auf den Kopf hört oder dem Herzen folgt, kommt im Leben häufig vor. Tut man das, was vernünftig und richtig erscheint, aber eventuell für Kummer sorgt? Oder schaltet man den Kopf aus und hört auf sein Herz? Den Konflikt gibt es schon so lange, wie es Menschen gibt. Immer wieder wird er in der Musik aufgegriffen – meist in Songtexten, in denen es um Liebe geht.

Wenn ich Sie, liebe Leser, fragen würde, an welches Lied Sie bei dem Thema „Herz

und Kopf“ als erstes denken, dann fallen Ihnen bestimmt direkt zwei ein. Das Thema ist sowohl bei Mark Forster als auch bei Joris bereits am Titel zu erkennen. Die deutschen Musiker haben sich in den vergangenen Jahren ganz verschieden mit dem Thema beschäftigt. Mark Forster landete bereits 2014 mit seinem Song „Bauch und Kopf“ einen Hit in Deutschland. Darin personifiziert er die beiden Körperteile Bauch und Kopf und lässt sie miteinander sprechen. Den Menschen selbst sieht er als Vermittler, der dazwischen steht und nicht genau weiß, was zu tun ist:

*Bauch sagt zu Kopf ja, doch Kopf
sagt zu Bauch nein
Und zwischen den beiden steh ich
und weiß nicht.*

Mark Forster beschreibt eher das Bauchgefühl, das dem, was der Kopf sagt, entgegensteht. Allgemein geht es um unterschiedliche Einstellungen, Entscheidungen und Lebensstile sowie die Abgrenzung und das Hinterfragen der eigenen Entscheidungen. Der Grundgedanke ist, dass jeder sein Leben so leben sollte, wie es für ihn richtig erscheint. Mark Forster selbst löst diesen

HERZ SAGT ,BLEIB', KOPF SCHREIT ,GEH'

Konflikt von Bauchgefühl und Verstand am Ende des Songtextes auf und sieht als Lösung das Herz:

*So wie du glaubst, ist so wie du lebst
Hör auf dein Herz, solange wie das geht.*

Auch der Singer-Songwriter Joris, der seine Karriere mit seiner ersten Single „Herz über Kopf“ 2015 startete, zeigt bereits im Titel, wer in diesem Konflikt siegt:

*Und immer wenn es Zeit wär zu gehen
Verpass ich den Moment und bleibe stehen
Das Herz sagt bleib, der Kopf schreit geh
Herz über Kopf.*

In seinem Songtext geht es jedoch weniger um allgemeine Entscheidungen als um eine bestimmte, nämlich bei der Geliebten zu bleiben oder zu gehen. Auch wenn die Entscheidung für das Herz eigentlich sehr deutlich wird und das „lyrische Ich“ bleiben möchte, ist Joris selbst am Ende seines Musikvideos zu sehen, wie er zeitgleich mit den Worten „Herz über Kopf“ den Raum verlässt. Somit wird am Ende doch noch mal in Frage gestellt, ob die Entscheidung für das Herz die richtige war.

Doch nicht nur deutsche Künstler haben sich mit dem Thema beschäftigt. Christina Aguilera greift in ihrem Song „Genie in a bottle“ von 1999 einen anderen Konflikt

auf. Zwischen körperlichem und seelischem Verlangen ist sie hin- und hergerissen:

*My body's saying let's go
But my heart is saying no.*

Mit dem Konflikt Herz oder Kopf haben sich Künstler aber nicht nur in einzelnen Songtexten auseinandergesetzt. Die amerikanische Singer-Songwriterin Christina Perri machte aus dem Thema ein ganzes Konzeptalbum. 2014 erschien ihr „Head or Heart“ mit dem Hit „Human“. Auch hier geht es wieder um die Entscheidung zwischen Kopf oder Herz. Im Gegensatz dazu nannte sich eine US-amerikanische Folk-Rock-Band „The Head and the Heart“ und impliziert bereits im Namen beide Körperteile. Dass sich gerade Folk-Rock-Bands mit der Thematik befassen, wird durch den Songtext „Winter Winds“ von Mumford & Sons aus dem Jahr 2009 deutlich. In dem Lied geht es um eine Liebe, die wachsen könnte, wenn es das Herz zuließe:

*And my head told my heart
Let love grow
But my heart told my head
This time no.*

Der Konflikt zwischen Herz und Kopf ist nicht zuletzt deshalb ein Thema in der Musik, weil sich jeder Mensch damit identifizieren kann. Auch einer der berühmtesten

Künstler der heutigen Zeit, Ed Sheeran, verarbeitet die Thematik in einem Song. „Paper“ aus dem Jahr 2017 beschreibt den Schmerz, der entsteht, wenn man jemanden gehen lässt, obwohl man dies eigentlich nicht möchte. Die Vernunft sagt, dass es der anderen Person dann besser geht, obwohl man diese von Herzen liebt:

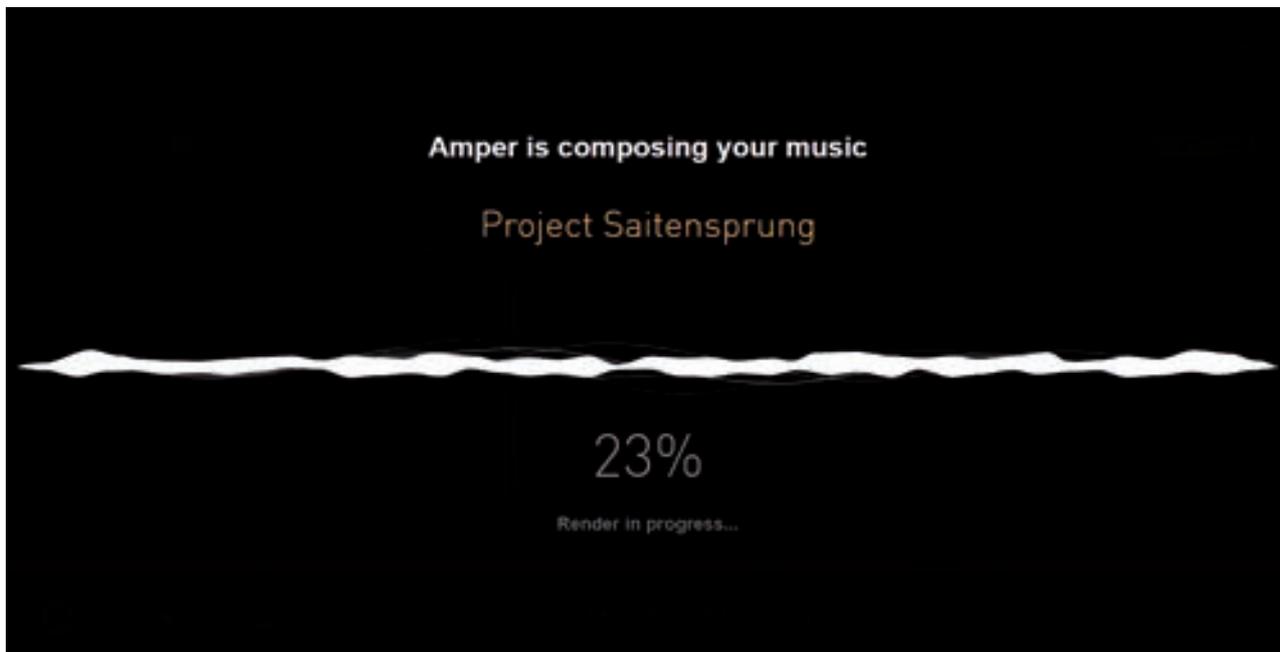
*Ain't nobody hurt you like I hurt you
But ain't nobody love you like I do.*

Am häufigsten wird der Konflikt allerdings nicht genau beschrieben, sondern dient generell als Grundlage für viele Lieder. In „I want you back“ von den Jackson 5 aus dem Jahr 1969 geht es um die Konsequenzen einer falschen Entscheidung und die Hoffnung, sie rückgängig machen zu können. Die Backstreet Boys hingegen beschreiben in ihrem Song „I want it that way“ zwei Personen, die sich ihrer Sache sehr sicher sind und genau wissen, in welche Richtung es gehen soll.

Wenn es aber dann doch mal nicht so läuft, wie man es gerne hätte, dann sollte man vielleicht auf die Beatles hören und alles einfach so hinnehmen, wie es kommt – „Let it be“.

Daniela Vathke

KLÄNGE,



DIE ES NOCH GAR NICHT GAB

Künstliche Intelligenzen bedrohen die Kreativen der Musikbranche

Seit Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert lösen in einigen Arbeitsfeldern zunehmend Maschinen die Menschen ab. Parallel zu dieser Entwicklung kommen immer wieder Ängste auf, dass die Menschen dadurch Arbeitsplätze verlieren. Heute arbeiten in Fabriken wesentlich weniger Menschen, auch weil viele Jobs gefährlich sind und die Gesundheit gefährden können. Mittlerweile sind Maschinen aber nicht mehr nur noch Roboter, die immer dieselben Abläufe durchführen.

Künstlich geschaffene neuronale Netzwerke, sogenannte Künstliche Intelligenzen (KI), sind durch Algorithmen lernfähig

und können Probleme eigenständig lösen. KIs lernen durch sogenanntes Deep Learning. Das künstliche, neuronale Netzwerk bekommt umfassende Datenbanken zu bestimmten Themen zur Verfügung gestellt und kann diese Daten lesen, verknüpfen, vergleichen und anhand von Unterschieden und Gemeinsamkeiten neue, eigene Verbindungen schaffen.

Vor den Gefahren der schnellen Entwicklung von KI haben Visionäre wie Elon Musk und Stephen Hawking immer wieder gewarnt. Ein Problem ist, dass eine KI etwas nachahmen soll, was noch gar nicht genug erforscht ist: das menschliche Gehirn.

Intelligenz ist laut Duden „die Fähigkeit [des Menschen], abstrakt und vernünftig zu denken und daraus zweckvolles Handeln abzuleiten“. Insbesondere die Vernunft spielt hier eine große Rolle, da sie eng mit unseren moralischen und ethischen Vorstellungen verknüpft ist, die aber von Kultur zu Kultur anders sein können. Nach welchen Maßstäben sollte sich so eine KI also richten? Entwickelt sie ihre eigenen?

Der Einzug von Daten in die Musikproduktion erfolgte bereits, bevor es KIs gab. Beispielsweise machte der Programmierer Jens Rosenfeld bereits 2015 mit Algorithmen Daten hörbar. So veränderten in

einem Musikstück fallende Aktienkurse die Tonhöhen, und beschleunigter Börsenhandel verkürzte die Tonlängen. In Berlin ging jetzt das Hybrid Music Lab in die dritte Runde, um die Musik- und Tech-Szene zusammenzubringen. Veranstaltet wurde das Lab von der Berlin Music Commission (BMC) und der Clubcommission Berlin (CC). Einige der dort präsenten Start-Ups haben KIs für ihre Softwares verwendet, haben jedoch unterschiedliche Ausgangspunkte für ihre Ideen: Bei der App *Humtap* summten oder trommeln die Nutzer etwas in ihr Handy, und die Software korrigiert und verbessert. Die Software *Popgun* ist eine entwickelte KI namens Alice, sie hört einen Teil einer Melodie und kann sie neu vervollständigen. *Magenta* ist eine zu Google gehörige Software und soll neue Klänge erzeugen, die es noch gar nicht gab. Das Programm *Melodrive* funktioniert etwas multimedialer: Hier kann Musik auf die Bewegungen der Menschen reagieren (z.B. in Videospiele auf das Verhalten der Spielfigur). *Amper* ist eine Software, bei der man Stimmung und Instrumentierung auswählen kann. Die Software komponiert einem daraufhin einige Sekunden Musik. Taryn Southern hat mit *Amper* ein ganzes Album komponiert, indem sie die Vorschläge als Ausgangspunkte für ihre Songs verwendete (siehe unseren „Erfahrungsbericht“ zu *Amper*).

Flow Machines, ein von der EU mitfinanziertes Projekt, arbeitet mit Deep Learning. Der *Flow Machines* nutzende Produzent kann entscheiden, welche Parameter, beispielsweise musikalische Genres, die Software mit einbeziehen soll. Diese ermittelt Gemeinsamkeiten der verschiedenen Songs innerhalb eines Genres (z.B. Klangfarbe, Rhythmus, Tempo) und kombiniert beziehungsweise komponiert auf Basis dieser Ergebnisse neu. Benoît Carré hat mit *Flow Machines* ein Album geschaffen. Angeblich kam er auf Ideen, auf die er ohne die Software nicht gekommen wäre. In diesen beiden Fällen hätten also sowohl *Amper* als auch *Flow Machines* die Kreativität der Künstler verstärkt.

Der Persönlichkeits- und Intelligenzforscher Joy Paul Guilford (1897-1987) sagte, kreative Persönlichkeiten könnten nicht

nur originell und flexibel denken, sie seien außerdem sensibler für Probleme: Sie könnten zum Beispiel innerhalb kürzester Zeit viele verschiedene Verwendungsmöglichkeiten für einen Ziegelstein finden. Ian Hodder, Archäologe und Professor an der Stanford Universität, bezeichnet Kreativität als „Raum zwischen der materiellen Wirk-

lichkeit und der Vorstellungskraft, in dem Intelligenz, Anpassungsfähigkeit und Problemlösung aufeinander treffen“. Kreativität ist jedoch nicht isoliert von den Erfahrungen, den Beziehungen und der Kultur eines Menschen, was es um ein Vielfaches komplizierter macht, sie künstlich zu erschaffen.

Es ist auch fraglich, ob Musik, die von einer KI komponiert wurde, uns Hörer überhaupt berührt. Natürlich gibt es bestimmte Tonfolgen oder Klangfarben, die beispielsweise auf den Großteil der westlichen Bevölkerung melancholisch wirken. Diese einzelnen Bausteine sind aber keine Garantie dafür, den Hörer emotional zu beeindrucken. Zudem werden in anderen Kulturkreisen die gleichen musikalischen Strukturen unterschiedlich wahrgenommen. Die Emotionalität von Musik hängt schließlich häufig mit ihrer (Entstehungs-) Geschichte zusammen und löst in dieser einmaligen Verbindung innere Regungen aus. Beispielsweise ist *Hey Jude* von den Beatles berührender, wenn man weiß, dass McCartney den Song für Lencons Sohn schrieb, der unter der Trennung seiner Eltern litt. Solche Umstände sind im Falle einer KI nie gegeben.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob eine KI jemals Musik komponieren kann, die wie von Menschenhand geschaffen klingt. Falls ja – wird sie den Menschen als Komponisten überflüssig machen? Beide Fragen werden sowohl die Forschung als auch die Künstler noch lange beschäftigen. Da Musik etwas Existenzielles ist, wird es vermutlich immer Menschen geben, die musizieren und komponieren. Für den eher schnelllebigen Mainstreammarkt könnten KIs jedoch ein hilfreiches Werkzeug sein. Zumal Songs in den Charts meist nach bestimmten Mustern funktionieren und keine langlebigen Produkte sein sollen. Allerdings sind Musiker, die einen Hit landeten und direkt im Anschluss einen weiteren produzieren wollen, auch allzu häufig gescheitert. Warum manche Musik erfolgreich ist und andere nicht, gibt Forschern immer noch Rätsel auf. Solange dies der Fall ist, kann eine KI den Menschen als Komponisten nicht ersetzen.

ERFAHRUNGSBERICHT

Amper steht online als Betaversion nach einer Anmeldung zur freien Verfügung. Ich habe mich für den Stil „Cinematic“ und die untergeordnete Stimmung „Inspirational Atmospheric“ entschieden. Anschließend kann man vorgegebene Instrumentierungen auswählen oder eigene Kombinationen zusammenstellen. Auch das Tempo, die Dauer sowie die Tonart können beliebig ausgesucht werden. Die Tonarten beschränken sich nicht nur auf Dur und Moll, man kann auch dorisch oder phrygisch auswählen. Nachdem ich nun viel Zeit damit zugebracht habe, die verschiedenen Hörbeispiele zu den Instrumenten anzuhören, muss ich sehr lange warten, da Amper die Musik nun „komponiert“.

Was gut funktioniert, sind Klangflächen. Was nicht gut funktioniert, sind Melodien und Struktur. Insgesamt finde ich das Ergebnis ambivalent – solche Sounds werden im Normalfall von Produzenten gemacht, die viel Zeit in ihre Arbeit mit Programmen wie Studio One gesteckt haben. Ich soll das in zwei bis drei Stunden machen können? Ich fühle mich weder besonders kreativ, noch bin ich stolz auf das Ergebnis. Grundsätzlich denke ich, dass bestimmte Softwares interessante und spannende Tools sein können. Die „Demokratisierung“ in der Kreativbranche ist unaufhaltsam, dennoch finde ich es wichtig, dass es Fachleute gibt.

hm

Helene Mönkemeyer



WEDER GEPLANT NOCH GEPROBT

Sängerin Katharina Koch und Geiger Max Eisinger
über ihre Erfahrungen mit Improvisation im Jazz

Dem Publikum eines Jazzkonzerts mag bisweilen nicht einmal auffallen, wenn sich freies Spiel perfekt in Arrangements fügt. Dabei bildet Improvisation das wichtigste Element der aus den Südstaaten Amerikas stammenden Musik. Katharina Koch und Max Eisinger studieren Jazz an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Katharina ist spezialisiert auf Jazzgesang und Max auf Violine. Beide sind sich einig: Improvisation und Jazz, das gehört zusammen. Doch was genau bedeutet eigentlich Improvisation im Jazz, und ist das alles wirklich so frei, wie es den Anschein hat?

Wie viel Platz ist in eurer eigenen Musik für Improvisation?

Katharina: Wenn ich Jazzstandards mit meiner Band spiele, ist Improvisation ein großer Bestandteil bei so gut wie jedem Stück. Meine Eigenkompositionen gehen eher in die Richtung Jazz/Pop/Soul, aber auch dabei räume ich meinen Mitmusikern und mir selbst Platz zur Improvisation ein.

Max: Es kommt darauf an, wie man Improvisation definiert. Vor allem im Jazz findet Improvisation im klassischen Sinne statt, also als ein freies solistisches Spiel über ein mal mehr, mal weniger definiertes rhythmisch-harmonisches Konzept. Ich kombiniere diese Kunst gerne mit Stilrichtungen, die eigentlich – zumindest heutzutage – nicht direkt mit dieser Form der Improvisation in Verbindung gebracht werden, z.B. Popmusik oder klassische Musik. Da versuche ich gezielt, Original, Stilkopie und eben Improvisation in einem Werk miteinander zu verbinden. So schaffe ich mir also auch Platz für Improvisation, wenn es im Original eigentlich nicht vorgesehen ist. Wenn man den Begriff Improvisation aber weiter auslegt, nämlich als die Kunst, etwas spontan zuzulassen, was vorher so weder geplant noch geprobt war, sich aber in diesem Moment als besser erweist als die ursprüngliche Idee, dann sollte das in jeder Form der Live-Darbietung auf professionellem Niveau stattfinden. Das erfordert aber natürlich eine Menge Übung, Wissen und Mut.

Improvisiert man als Musiker oder Musikerin eigentlich gern?

Katharina: Ich habe schon immer gern im-

provisiert. Und im Laufe meines Studiums hat es mir immer mehr Spaß gemacht, da ich einfach mehr theoretisches, harmonisches und melodisches Verständnis über die Zeit erlernt und verinnerlicht habe und mich so immer besser auf die Interpretation konzentrieren kann. Das schafft größeren Freiraum bei der Improvisation und lässt reichlich Kreativität für mich persönlich zu.

Wie viel davon fließt in die Improvisation ein?

Max: Im Idealfall natürlich so viel wie möglich, aber Kreativität alleine reicht nicht aus. Im Jazz ist Stilistik und Form sehr entscheidend. Ich versuche aber so kreativ wie möglich mit Form, Rhythmik und Konvention umzugehen. Es sollte nicht darum gehen, der Musik einfach seinen eigenen Stempel aufzudrücken. Viele dieser Konventionen muss ich noch lernen. Besonders kreativ werde ich derzeit noch, wenn ich schummeln muss, aber das ist ja auch eine Kunst (*lacht*).

Was macht denn für euch gute Improvisation aus?

Katharina: Da möchte ich gar nicht zwischen Gut oder Schlecht unterscheiden, weil das für jeden etwas anderes ist und ich nicht über guten Geschmack befinden möchte. Mich persönlich spricht ein improvisiertes Solo immer dann besonders an, wenn ich glaube, eine Geschichte aus der Musik hören zu können.

Max: Bewertung von Musik ist ja sehr subjektiv. Bewertung von Improvisation, die stark von dem Augenblick und der Vergänglichkeit lebt, ohnehin. Die mit Abstand wichtigste Fähigkeit beim Improvisieren ist das feinfühlig Zuhören und ständige Reagieren auf seine Umwelt. In unserem Fall die Mitspielenden, Raum, Akustik, Sound, Publikum und so weiter. Darauf aufbauend sollte man seine Musik, seine Improvisation, wie eine Sprache behandeln. Als ein vielschichtiges System aus Wortschatz, Wortwahl, Phrasenbau, Satzbau, Betonungen, Geräusch, Lautstärke, Rhythmus, aber auch Mimik, Gestik und der allgemeinen Form der Darbietung.

Kann man Improvisieren eigentlich lernen? Und worauf kommt es dann an?

Max: Die Herausforderung liegt besonders

in der riesigen Anzahl von Möglichkeiten, aus denen man innerhalb von Sekunden auswählen muss. Und das ständig, Note für Note. Die Krux ist, je versierter man als Musiker ist, desto mehr Möglichkeiten stehen zur Auswahl. Die Herausforderung ist also, zu lernen, seine Entscheidungen zu treffen, die im Idealfall mit den Entscheidungen und Vorstellungen der Mitmusiker und auch der Zuhörer übereinstimmen.

Katharina: Meiner Meinung nach, ist eine der größten Herausforderungen beim Lernen von Improvisation die Zeit. Improvisieren lernt man nicht von heute auf morgen, sondern man baut seine Erfahrung in diesem Bereich durch Üben und Hören über die Jahre immer weiter aus. Da dies eine recht träge Entwicklung sein kann, braucht man vor allem Geduld und Leidenschaft für die Musik.

Und wie übt man das alles?

Katharina: Zum einen sind natürlich harmonische und musiktheoretische Aspekte wichtig, um eine solide Grundlage für die Improvisation zu schaffen. Zum anderen ist es wichtig, viel Musik zu hören, da man durch die Improvisationen von Jazzmusikern im Laufe der Geschichte unheimlich viel über das Solospiel und die Interpretation von Musik lernen kann. Eine große Rolle spielt außerdem die Gehörbildung, da man beim Zusammenspiel mit anderen aufeinander hören sollte und sich auf sein Gehör verlassen muss.

Welche Gefühle werden in dir ausgelöst, wenn du improvisierst, oder handelt es sich eher um ein reines Vorführen von technischen Fähigkeiten?

Max: Technische Fähigkeiten wie sehr virtuoses, schnelles Spielen sollten natürlich kein Selbstzweck sein. Ebensowenig sollten komplexe, harmonische Ideen alleiniger Inhalt der Improvisation sein. Ich denke es geht eher darum, eine Stimmung, eine Farbe, eine Emotion bzw. eine Idee auszudrücken, die nicht mit Worten zu definieren ist. Im traditionellen Jazz ist das Abbilden des Akkordschemas, der Changes, die dem Stück Form und Charakter verleihen, elementar. Im Idealfall stehen die nicht alleine, sondern hängen zusammen mit den zuvor genannten künstlerischen Grundparametern. Aber – und das ist ein ganz wichtiger

Punkt – natürlich gibt es eine Wechselwirkung zwischen theoretischem, technischem Wissen und dem, was man sagen will. Ein Beispiel: Erst wenn man theoretisch und technisch in der Lage ist, eine bestimmte harmonische Farbe oder Spieltechnik gezielt einzusetzen, geht diese in den persönlichen Wortschatz über und kann zum Ausdruck einer musikalischen Idee beisteuern.

Wann wirkt deine Improvisation?

Katharina: Wenn ich nicht mehr über Harmonien oder Formen der Stücke nachdenken muss, sondern der Musik und Kreativität freien Lauf lassen kann. Das ist für mich der schönste Erfolg bei der Improvisation.

Max: Naja, eigentlich ständig natürlich. Auch wenn ein Lernprozess bekanntlich

nicht linear verläuft, versucht und probiert man am laufenden Band und findet dabei hin und wieder etwas, das einen voranbringt. Das merkt man aber manchmal erst im Nachhinein, z.B. wenn man aktuelle Aufnahmen mit alten vergleicht oder wenn man von Kollegen darauf aufmerksam gemacht wird. Was Publikumsreaktionen angeht, sollte man sehr vorsichtig sein. Viel Applaus ist fast ausschließlich eine Belohnung für eine gute Show, was zweifelsohne eine unentbehrliche Qualität ist, aber wenig über den persönlichen musikalischen Fortschritt aussagt. Davon sollte man sich also nur wenig beeinflussen lassen.

Ist der Druck groß, bei der Improvisation eine gute Leistung zu erbringen?

Katharina: Das ist für jeden individuell anders und hat sicher auch etwas mit Improvisations- und Auftrittserfahrung zu tun. Je mehr man sich damit auseinandersetzt, umso souveräner kann man mit spontanen Situationen umgehen.

Max: Das ist Typsache, eine Frage des persönlichen Entwicklungsstadiums und sehr von der Situation abhängig. Bei mir gibt es Vorspielsituationen, auch Proben, da habe ich das Gefühl, mich beweisen zu müssen. In anderen Situationen fühle ich mich so sicher, dass Leistung keine Rolle spielt. Verallgemeinern könnte man das aber so: Eine gute Improvisation beginnt vor allem mit dem eigenen inneren Zustand. Fühlt man sich frei, kann man sich auf das Stück, die Musik, die musikalische Aussage konzentrieren, und schafft es der Körper, das aufs Instrument zu übertragen, was man sich vorgestellt hat? Ob einem das gut oder schlecht gelungen ist, kann man nur selber beurteilen. Die Zuhörer nehmen das manchmal total anders wahr als man selbst.

Wie viel Freiheit verspürst du bei der Improvisation?

Katharina: Für mich hat Freiheit sehr viel mit Improvisation zu tun, und das Gefühl stellt sich vor allem dann ein, wenn man merkt, dass man das Stück, über das man improvisiert, so verinnerlicht hat, dass man der Musik einfach freien Lauf lassen kann.

Und welche Rolle spielt dabei die Tagesform?

Max: Als professioneller Musiker sollte die Tagesform natürlich kaum eine Rolle spielen. Es gehört zum Job, eine Technik zu finden, sich unabhängig von äußeren Umständen in eine ideale körperliche und mentale Verfassung zu bringen, die es einem ermöglicht, das Maximum seiner Leistung abzurufen. Trotzdem gibt es Tage, an denen man über sich hinauswächst, und andere, an denen man nicht in Fahrt kommt. Deshalb ist es wichtig, so viel Sicherheit zu erlangen, dass man auch an schlechten Tagen genug Grundlagen hat, die so in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass man immer auf sie zurückgreifen kann. Auch das ist natürlich ein Übe- und Lernprozess, der vermutlich niemals aufhört.

Das Gespräch führte Derya Irrgang

SCHIRMHERR:
OBERBÜRGERMEISTER
STEFAN SCHOSTOK

11. CHORTAGE HANNOVER 22. – 29. JUNI 2019

AUFTAKTKONZERT
22. JUNI, 17.00 UHR
CHRISTUSKIRCHE

MITTING KONZERT
»SAMSON« G. F. HÄNDEL
23. JUNI, 19.00 UHR
NDR SENDESAAL

SINGEN IN DER ALLEE
26. JUNI, 12.00 UHR
HERRENHÄUSER ALLEE / SCHNEIDERBERG

JAZZ / POP NIGHT I & II
27. JUNI, 18.00 UHR / 21.30 UHR
GALERIE HERRENHAUSEN

NACHT DER CHÖRE I & II
28. JUNI, 18.00 UHR / 21.00 UHR
GALERIE HERRENHAUSEN

A CAPPELLA KONZERT
29. JUNI, 15.00 UHR
GALERIE HERRENHAUSEN

MEISTERKONZERT
29. JUNI, 18.00 UHR
GALERIE HERRENHAUSEN

**HANNOVER IST
GANZ CHOR**

WEITERE INFORMATIONEN FINDEN SIE UNTER:
WWW.CHORTAGE-HANNOVER.DE

Niedersächsischer
CHOR
VERBAND

Landeshauptstadt
Hannover

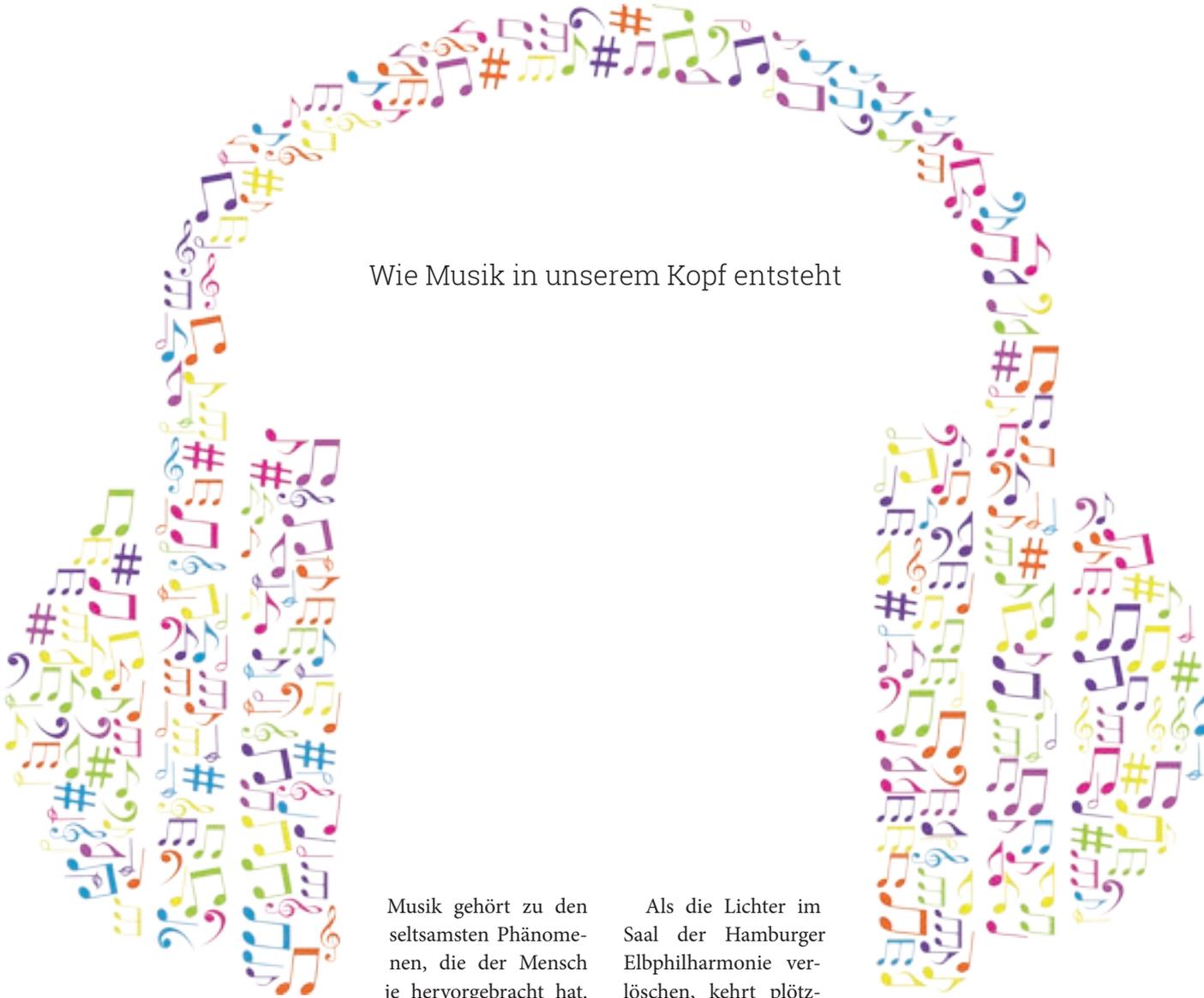
Kulturbüro

Herrenhäuser
Gärten

NDR
Musikförderung
in Niedersachsen

HANNOVER
UNESCO
City of Music

SYMPHONIE DER NEURONEN



Wie Musik in unserem Kopf entsteht

Musik gehört zu den seltsamsten Phänomenen, die der Mensch je hervorgebracht hat. Anders als Essen, Trinken oder Schlafen erfüllt sie auf den ersten Blick keinen evolutionären Nutzen, denn niemand braucht Melodien zum Überleben. Und doch haben wir gewissermaßen Hunger nach wohlklingenden Lauten, kann sich kaum ein Mensch ein Leben ohne Musik vorstellen. Worin gründet ihre geheimnisvolle Macht? Und wie funktioniert das Zusammenspiel aus Ohr, Gehirn und Herz?

Als die Lichter im Saal der Hamburger Elbphilharmonie verlöschen, kehrt plötzlich Stille ein. Schweigend verharren hunderte Menschen an diesem Sommerabend auf den Sitzen und wenden ihre Gesichter der Bühne zu. Dort stehen wartend ein Orchester und ein Chor, insgesamt weit mehr als 100 Musiker. Dann schreitet der Dirigent herein. Am Pult hebt er die Arme, und mit einem Ruck entfesselt er plötzlich die Flut von Tönen aus Gustav Mahlers zweiter Symphonie.

Die Klänge sprudeln nur so aus den Instrumenten, summen und sausen, drängen, dröhnen und donnern. Geräusche, wie es sie in der Natur nicht gibt. Sie ergießen sich vom Podium in den Raum, strömen in jeden Winkel, umspülen die Hörer von allen Seiten und scheinen fast eine Art Zauberkraft zu entfalten, mit einer Wucht wie das Meer. Auf manchem Antlitz sind die Augen geschlossen, zucken die Mundwinkel, öffnen und schließen sich leise die Lippen. Die Atemzüge werden tiefer, die Schultern entspannter. Einige Zuhörer scheinen in der Dämmerung kaum merklich zu beben, andere wirken ganz in sich selbst versunken. Gerade so, als tauchten sie in ein anderes Dasein ein, in eine ferne Klangwelt.

Ein Konzertabend wie dieser erscheint uns selbstverständlich; tausendfach versammeln sich Menschen weltweit zu ähnlichen Ereignissen. Versucht man aber das Schauspiel mit den Augen eines Fremden zu betrachten, mutet es seltsam an, ja geradezu bizarr: Die Besucher tun nichts anderes, als scheinbar sinnlosen Folgen von Tönen zu lauschen, die wiederum andere Menschen merkwürdig geformten Kästen und Röhren entlocken. Eine Vergeudung von Zeit und Energie, könnte man denken. Doch kaum etwas begleitet uns Menschen so vielfältig und ist zugleich so wirkmächtig, geht direkt ins Herz wie eben genau dies: Musik.

Sie gehört zum Alltag wie Essen, Trinken und Schlafen. Wir lauschen ihr bei Konzerten, wiegen mit ihrer Hilfe Kinder in den Schlaf. Wir tanzen zu ihr und kaufen zu ihr ein. Wir putzen zur Musik die Wohnung, treiben Sport, duschen und haben Sex. Durch die Straßen von Havanna ziehen die Klänge von Gitarren, durch die Gassen von Paris die Laute des Akkordeons. In den Klöstern von Tibet hallen Schalmeyen, über die Savannen von Afrika wehen Trommel-



schläge. Musik ist ein universelles Charakteristikum des Menschen. Und zugleich vielleicht das Merkwürdigste, das er jemals hervorgebracht hat.

So erschien es bereits dem Evolutionstheoretiker Charles Darwin: „Dem Menschen weder das Vergnügen an der Erzeugung musikalischer Töne noch die Fähigkeit zur Erzeugung von geringstem Nutzen sind“, schrieb er 1871, „müssen sie den geheimnisvollsten Eigenschaften zugerechnet werden, mit denen er begabt ist.“ Das Tolle dabei ist: Wer in dieses Geheimnis eintaucht, wird Musik anfangen besser zu verstehen. Wird begreifen, wie sie entsteht, und lernen, was sie bewirkt. Doch mit jeder Antwort wird er auf ein neues Rätsel stoßen. Denn auch noch heute haftet der Musik etwas Magisches an – etwas, das auch der kühlen Ratio der Wissenschaft verborgen bleibt.

Eine Vergeudung von Zeit und Energie, könnte man denken. Doch kaum etwas begleitet uns Menschen so vielfältig und ist zugleich so wirkmächtig, geht direkt ins Herz wie eben genau dies: Musik.

So bleibt es uns zum Teil verschlossen, das Faszinosum der Musik. Irgendein verführerisches Gemisch aus Hingabe, Gefühl und Verstand. Dabei sind Musik und Töne nüchtern betrachtet doch zunächst nichts anderes als schwankende Luft. Schlagen wir etwa zwei Sektgläser in der Konzertpause aneinander, beginnen sie zu zittern. Diese Vibration überträgt sich dann auf die Moleküle der Luft. Jedes Glasteilchen wird vor- und zurückgestoßen und regt dabei wiederum ein anderes Teilchen an. Die Schwingungen breiten sich so aus, wie sich Wasserwellen in alle Richtungen fortpflanzen, wenn man einen Stein in die Elbe wirft. Wenn die Luftschwingungen das Trommelfell in unseren Ohren passieren, verwandeln sie sich auf komplexe Weise: Sie werden zu elektrischen Impulsen, die in unser Gehirn gelangen und sich dort als Töne oder als Geräusche entfalten, in Form von Wörtern oder musikalischen Klängen. Schwallwellen

Auch noch heute haftet der Musik etwas Magisches an – etwas, das auch der kühlen Ratio der Wissenschaft verborgen bleibt.

als Druckschwankungen der Luft übertragen vielfältige Reize, nicht nur Informationen, sondern auch Emotionen.

Sekunde für Sekunde nehmen unsere Sinnesorgane Abermillionen verschiedene Informationen auf – visuelle Signale, akustische Botschaften, olfaktorische oder taktile Reize – und leiten sie in Form elektrischer Impulse an unser Gehirn weiter. Erst hier, in unserem Kopf, werden die nüchternen Nervenimpulse in etwas gänzlich Neues verwandelt: in Eindrücke und Empfindungen. Und hier erst entsteht in einem überaus wundersamen Prozess ein einheitliches Gesamtbild unserer wahrgenommenen Welt, das niemals stillsteht.

Es gibt keine Stille. Ständig nehmen wir Geräusche wahr, Klänge, Töne, Musik. Selbst in ganz ruhiger Umgebung vernehmen wir Laute: ein leises Pfeifen, wenn Luft beim Atmen aus unserer Lunge strömt, ein beinahe unmerkliches Pochen unseres Herzens. Wäre das menschliche Ohr nur ein wenig empfindlicher, würden wir sogar das ständige Rauschen hören, das Luftmoleküle durch ihre chaotischen Eigenbewegungen verursachen. Äußerst leistungsfähig ist das Hörsystem auch, wenn es darum geht, zeitliche Unterschiede auszumachen: Gelangt der Schall nur wenige Millionstel einer Sekunde schneller an das linke Ohr als an das rechte, registriert unser Gehirn den Unterschied und kann aus dieser Differenz die Richtung der Schallquelle ermitteln, also räumlich hören. Das Gehör ist zudem in der Lage, zwischen einem Wirrwarr aus Schallwellen (einem Geräusch) und gleichmäßig schwingenden Wellen (Tönen) zu unterscheiden. Und es vermittelt Emotionen: So kann es aus der Sprachmelodie eines Menschen dessen Stimmung herausfiltern oder uns beim Genießen eines Musikstückes in Melancholie oder Euphorie versetzen.

Ein erheblicher Teil unserer Weltwahrnehmung beruht auf diesen unsichtbaren Schwingungen, die in unsere Ohren gelangen. Die Luft in unserer Umgebung ist erfüllt von jenen Vibrationen, die wir auch ständig selbst erzeugen: beim Sprechen, beim Laufen, beim Kauen oder wenn wir in einen knackigen Apfel beißen. Doch bevor uns die akusti-

schen Informationen bewusst werden, hat der Schall bereits eine gehörige Wegstrecke in unserem Ohr zurückgelegt. Durch den Gehörgang gelangen die Vibrationen zunächst ans Trommelfell. Das überträgt die Schwingungen auf winzige, bewegliche Knöchelchen, die sie in ein schneckenförmiges Gebilde weiterleiten. Dort erst werden die mechanischen Reize in elektrische Nervenimpulse gewandelt – entsteht also jener neuronale Code, den unser Gehirn auswertet und in akustische Empfindungen, in Geräusche, Klänge, Töne verwandelt. Zugleich verknüpft unser Denkorgan die Höreindrücke mit visuellen, haptischen und olfaktorischen Empfindungen zu einem ganzheitlichen Sinneserlebnis.

Die Schallwellen des Orchesters treffen also über unsere Ohrmuschel und den Gehörgang auf eine dünne Membran, welche die luftigen Vibrationen auf die Gehörknöchelchen überträgt. Die wiederum versetzen Gewebeflüssigkeit in einem schneckenförmigen Gang, der Cochlea, in Schwingung, ähnlich wie das Wasser draußen im Hafenschwapp. Deren Wände enthalten Abertausende winziger Sinneszellen, die durch die hin- und herschwingende Flüssigkeit erregt werden. Diese Sensoren übertragen die Vibration in Nervenimpulse, die dann über den Hörnerv ins Gehirn dringen und dort verarbeitet werden. Tiefere Töne werden in der Mitte der Cochlea registriert, höhere Klänge in der Nähe der Gehörknöchelchen. Am Ende der Cochlea nimmt eine spezielle Membran den Schall nochmals auf und dämpft die Schwingungen am Ende wieder ab. Wirklich bewusst wird uns Schall

erst dadurch, dass Millionen Nervenzellen in der Hörrinde des Gehirns die beständig eintreffenden akustischen Signale aus dem Ohr auswerten und in empfundene Töne verwandeln. Im Laufe des Lebens speichert das Gehirn tausende akustische Muster (etwa den Klang einer Flöte oder das Rauschen des Meeres) und lernt so, zahlreiche Schallereignisse und Klänge voneinander zu unterscheiden.

Die Anzahl der Schwingungen von Luftmolekülen pro Sekunde wird als Frequenz bezeichnet. Jede Frequenz entspricht einem anderen Ton. Vibrieren die Gasteilchen bspw. 440-mal pro Sekunde, vernehmen wir den Kammerton „A“ – die Frequenz, nach der die Orchestermusiker heutzutage ihr Instrumente stimmen. Gelangen viele verschiedene Frequenzen durch den Gehöraparat in unser Gehirn, hören wir Geräusche, Klänge oder eben Mahlers Musik.

Unser menschliches Gehirn stellt Beziehungen zwischen den Tönen her. Wir verbinden zurückliegende und gerade erklingende Laute, vergleichen sie und fügen sie in uns wieder aneinander. Musik entsteht so eigentlich erst im Verlauf der Zeit. Wären wir nicht in der Lage, uns an den eben vergangenen Klang zu erinnern, entstünde nicht der Eindruck einer Tonfolge. Was als Schwingung in der Luft beginnt, wird erst in unserem Kopf zum Klang. Wir ordnen das wüste und zusammenhanglose Durcheinander von Frequenzen und erkennen daraus, wie die Klangwelt um uns beschaffen ist. In ihr können wir noch so sehr versinken, doch nicht unser Ohr (oder Herz) erschafft Musik, sondern das Gehirn.

Roland Kolb



ZWISCHEN VIRTUOSITÄT UND GEFÜHL

Musikaufnahmen werden immer perfekter, und auch das Konzertpublikum erwartet makellosen Klang. Wie schaffen es die Musiker, mit diesem Druck des technischen Perfektionismus umzugehen und dennoch individuellen Ausdruck und Gefühl nicht zu vernachlässigen? „Saitensprung“ hat sich umgehört und mit verschiedenen Musikstudierenden der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover gesprochen.

Die meisten Befragten sehen die Musik als Sprache, die wie jede andere Sprache erlernt werden muss. Ein Masterstudent im Fach Akkordeon erklärt, dass man sich diese Sprache durch ständiges Üben der tradierten Spielweisen und der Technik aneigne. Das Instrument zu beherrschen sei das Mittel, um miteinander kommunizieren zu können, so der Student. Der Inhalt der Kommunikation wiederum sei das Gefühl, das dadurch zum Ausdruck gebracht wird.

Den Begriff des Gefühls aber interpretiert jeder Musiker für sich anders – zum Teil abhängig vom Instrument. Eine Masterstudentin in künstlerisch-pädagogischer Ausbildung im Fach Geige sieht darin den musikalischen Ausdruck mit den kleinen Variationen, die einem Stück besonderen Charakter verleihen. Für einen Studenten der Soloklasse Klavier ist das Gefühl eine Emotion, die mit einem Lied verbunden wird und die durch die Interpretation ausgedrückt werden soll. Gefühl kann aber auch eine Art der Musikalität sein, also ein allgemeines Empfinden und Verständnis für die Musik. So sieht es zumindest der Akkordeonstudent. Wie auch immer der Begriff aufgefasst wird – für alle ist das Gefühl ein über die Technik hinausgehendes Moment, das die Musik grundlegend ausmacht, und nicht der Gegensatz von Technik. Das Verständnis für Gefühl und wie damit umge-



gangen wird, hängt vor allem von eigenen Erfahrungen ab. Doch auch Erziehung und Persönlichkeit seien wichtige Einflussfaktoren für die eigene Interpretation des Begriffs Gefühl, so der Akkordeonspieler.

Erfahrungen sammelt man durch Erlebnisse und angeeignete Kenntnisse, auf die man besonders Wert gelegt hat und die besonders prägend waren. Dazu gehört auch das Musikstudium, das die Musiker möglichst gut auf das Berufsleben vorbereiten

soll. Wie viel Wert im Studium auf das Gefühl gelegt werde, komme sehr auf die Professoren an und wie die Studierenden das Gelernte im Endeffekt umsetzen, erzählen die Studierenden. Doch auch die Begriffsdefinition spielt im Studium wieder eine Rolle. Professoren, die Gefühl als besonderen musikalischen Ausdruck begreifen, legen mehr Wert darauf als andere, die es lediglich mit „Musikalität“ gleichsetzen. Insgesamt steht zwar immer die Musik in ihrer Gesamtheit – mit Technik und Gefühl – im Vordergrund



der Ausbildung. Aber manche Studierenden wünschen sich durchaus, dass noch etwas mehr Wert auf Gefühl gelegt würde.

Dies gilt jedoch nicht für die Musikwettbewerbe, an denen die Studierenden immer mal wieder teilnehmen. Bei der Vorbereitung solcher Wettbewerbe achten sie selbst wie ihre Professoren viel mehr auf Technik, da es den Juroren meist auf ein fehlerfreies, geschicktes und schnelles Spiel ankommt. Es werden Stücke ausgewählt, die am meis-

ten Wirkung auf das Publikum haben und mit denen Studierende ihre besonderen technischen Fähigkeiten ausspielen können. Das Gefühl steht dabei oftmals im Hintergrund. Dies ist einer der Gründe, weswegen der Akkordeonspieler nie wieder an Wettbewerben teilnehmen möchte, obwohl er bereits zahlreiche gewonnen hat. „Wettbewerbe sind für Pferde, nicht für Musiker“, zitiert er den Komponisten, Pianisten und Musikethnologen Béla Bartók.

Doch was passiert, wenn alle Teilnehmer gleich gut sind? Es muss ja dennoch eine Entscheidung fallen. Im Endeffekt komme es dann doch wieder auf die feinen Unterschiede in der Musik an, die durch das Gefühl entstehen, sagen die Geigerin und der Pianist. Wie die Studenten sich auf solche Wettbewerbe vorbereiten, ist klar. Immer wieder muss die Technik geübt, müssen einzelne Passagen – bis zur physischen oder psychischen Erschöpfung – wiederholt werden. Und wie verhindern die Musiker, dass der Vortrag nicht zur reinen Pflichterfüllung verkommt? Ist es überhaupt möglich, noch Gefühl in das Spiel zu legen, wenn man bereits wochenlang mehrere Stunden am Tag geübt hat? „Im Idealfall übt man von vornherein bereits mit Gefühl“, darin sind sich die Studierenden alle einig. „Wenn man nicht mit Gefühl übt, dann kann man auch nicht mit Gefühl bei einem Konzert spielen“, so die Violinistin. Dies ist jedoch nicht immer möglich, da schwierige technische Passagen gesondert einzustudieren sind und viel Probezeit absorbieren. Gleichwohl sollte immer im Hinterkopf bleiben, was diese Stellen musikalisch ausdrücken wollen.

Ob am Ende beim Konzert der Funke auf das Publikum überspringt, hängt noch von vielen weiteren Faktoren ab. Zunächst ist es besonders wichtig, dass sich die Musiker sicher mit dem Geübten fühlen. Das Stück sollte also grundlegend sitzen, sodass die Finger automatisch spielen und der Kopf zum Teil ausgeschaltet werden kann, erzählen Akkordeonist und Pianist. Doch komplett gehen lassen dürfe man sich auch nicht, da man Gefahr laufe, die Kontrolle zu verlieren und dadurch Fehler zu machen. Der Umgang damit gehört zum Alltag eines Musikers. Fehler passieren immer, doch das sollte sich möglichst nicht auf das gesamte

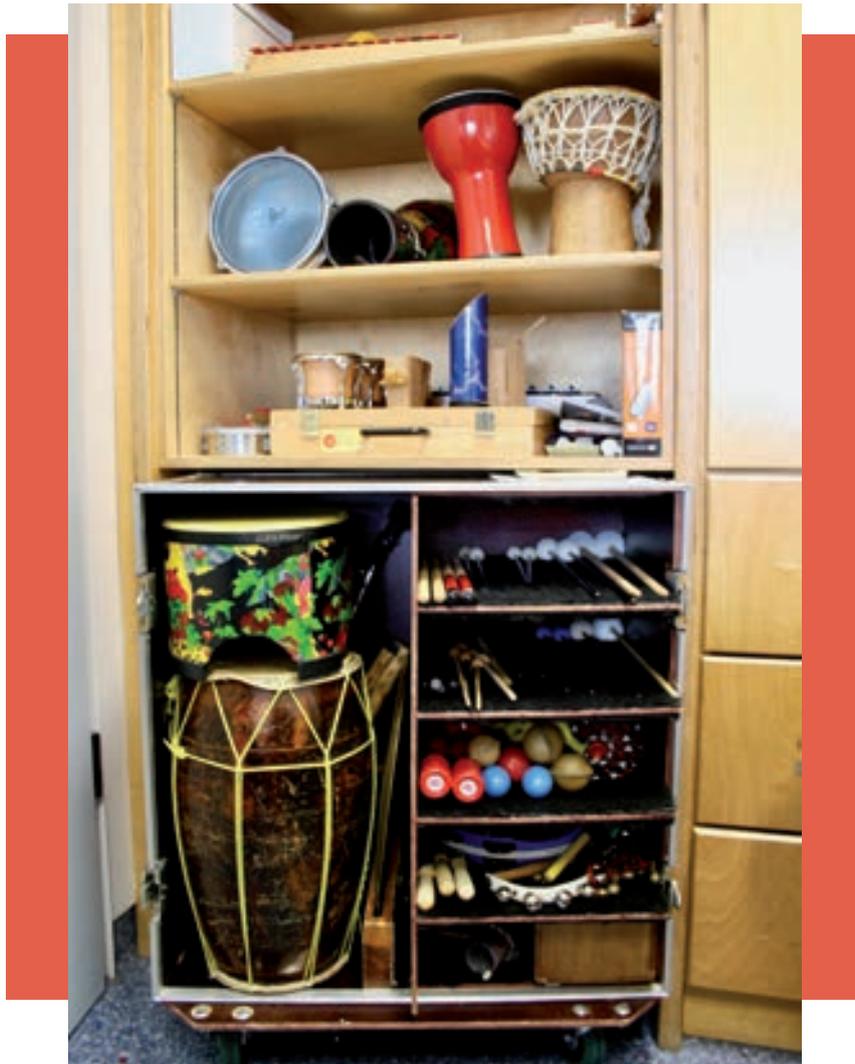
Stück auswirken. Das Wichtigste ist, den Moment auf der Bühne und die Komposition an sich zu genießen. Was im Endeffekt dann beim Publikum ankommt, ist von der Bühne aus nur schwer nachzuvollziehen. Fehler hört das Publikum oft gar nicht. Was aber wahrgenommen wird, ist das Gefühl, das durch die Musik aufkommt – oder eben nicht. „Woran das liegt, kann man oft nicht genau sagen“, so der Klavierstudent. Es helfe aber sehr, wenn Musiker für ein Stück brennen und sie sich damit identifizieren können.

Doch nicht immer lasse der Rahmen, in dem das Konzert stattfindet, genug Freiheiten, erklärt ein weiterer Klavierstudent. Oftmals bekommen Musiker Stücke vorgegeschrieben, die sie zu interpretieren haben, obwohl sie dazu keinen Bezug aufbauen können. Zeitdruck nimmt ihnen häufig auch jede Gelegenheit, sich intensiv mit dem Stück zu beschäftigen. Zudem schreiben Agenturen und Veranstalter vor, mit wem sie ein Konzert zu spielen haben – wobei diese nicht unbedingt darauf achten, ob die Künstler miteinander harmonieren. Wie schwierig es ist, sich auf andere Künstler einzustellen und ein Stück zu interpretieren, mit dem man selbst nicht viel anfangen kann, weiß jeder, der irgendwann mal selbst Musik gemacht hat. Dazu kommt, dass die Stücke oft wahllos ausgewählt werden und sich kein roter Faden durch das Programm zieht, kritisiert der Pianist.

Mehr Freiheit der Musiker sorgt dagegen für ein besseres Verständnis und einen intensiveren Auftritt. Freiheit auch von Routine- und Perfektionszwängen, Freiheit schließlich vom Druck durch Kommerzialisierung und Marketing, die auch im Musikbetrieb eine immer größere Rolle spielen und bei einigen Musikern die Angst entstehen lassen, dass der Kerngedanke der Musik und das, was sie ausdrückt, verloren gehen. Doch das Gefühl, das aufkommt, wenn ein ganzer Raum die gleichen Emotionen hat, und die Verbindung, die dann zwischen den Menschen entsteht, ist nicht in Worte zu fassen und sollte deshalb weiterhin der Anspruch der Musiker sein.

Daniela Vathke

EINFACH MAL WIEDER



KIND SEIN

Musiktherapie in der Kinderkrebstation

Diagnose Krebs – das ist für die jungen Patienten und ihre Familien ein großer Schock. Das alltägliche Leben wird komplett über den Haufen geworfen, und Arzttermine, Krankenhausaufenthalte und Behandlungen bestimmen den Tagesablauf. Eine Musiktherapie kann dann oft Lebensmut und Kraft im Krankenhausalltag zurückgeben.

Im Uniklinikum Münster (UKM) werden jährlich zwischen 125 und 150 neue Pati-

enten in der Kinderkrebstation behandelt. Die Kinder und Jugendlichen im Alter von 0 bis 18 Jahren müssen jeden Monat für eine Woche stationär im Klinikum bleiben. Um sie bestmöglich während der Behandlung zu begleiten und zu unterstützen, bietet das Krankenhaus in Zusammenarbeit mit der Kinderkrebshilfe Münster Musik- und Kunsttherapie an. Dies schafft nicht nur Ablenkung im Krankenhausalltag, sondern ermöglicht es den Kindern auch, auf andere Ausdrucksmittel zurückzugreifen. Die Mu-

sik kann hier oft ein Ventil für Angst, Hoffnung, Frustration und Traurigkeit sein.

Der freiberufliche Musiktherapeut Wolfgang Köster arbeitet schon seit dreißig Jahren am UKM und begleitet kleine und größere Patienten bei ihrem Kampf gegen den Krebs. Dank seiner Arbeit können die Kinder und Jugendlichen für einen Moment die klinische Behandlung vergessen. Das gemeinsame Musizieren, Zuhören und Entspannen gibt den Kindern nicht nur die

Möglichkeit, sich auch ohne Worte auszudrücken, sondern sorgt für Ablenkung, Spaß und eine schönere Atmosphäre auf der Station. Dialog, Ausgleich und Geborgenheit sollen den Alltag der Patienten erleichtern. Den Kindern und Jugendlichen ist freigestellt, ob sie das musikalische Angebot in Anspruch nehmen möchten. Nach einem Rundgang durch die Zimmer haben sich aber meist einige Kinder gefunden, die mit ihm Musik machen möchten. „Dann wird der Musikwagen reingeschoben, und dann geht immer alles relativ schnell“, so der Musiktherapeut. Besonders beliebt bei den kleineren Patienten seien Ukulelen, Trommeln und Glockenspiele.

Neben der großen Vielfalt an Instrumenten ermöglicht Wolfgang Köster es den Patienten der Kinderkrebstation auch, über ein breites Repertoire an Liedern an den musikalischen Angeboten teilzunehmen. Für jede Altersgruppe und jeden Charakter ist etwas dabei. Von ausdrucksstarken Liedern, die Angst reduzieren und Mut machen sollen, über vertraute Lieder, die Geborgenheit und Vertrauen schaffen, bis hin zu dialogischen und entspannenden Liedern kann alles – je nach Situation – eingesetzt werden. Von seiner Arbeit als Lehrer an einer Schule in Münster unterscheidet sich die Arbeit auf der Station natürlich stark. „In der Schule kann ich ganz anders arbeiten, da gibt es ein klares Konzept. Hier auf der Station mache ich ein offenes und stark situatives Angebot. Der Patient entscheidet, was er will und was nicht – und das ist auch richtig so.“

Aber die musikalischen „Sessions“ sind bei weitem nicht alles, was der Musiktherapeut den Patienten anbietet. So gibt Wolfgang Köster auch Musikunterricht, zum Beispiel in Gitarre und Keyboard, und nimmt CDs mit den Kindern auf, damit sie schöne Erinnerungen an den Klinikaufenthalt mit nach Hause nehmen können. Zudem hat er das Projekt „All of Us“ ins Leben gerufen, das Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit gibt, zusammen in einem Chor und einer Band zu musizieren, zu produzieren und aufzutreten. Daran beteiligen sich nicht nur aktuelle, sondern auch ehemalige Patienten sowie Schüler seiner Klassen. Solche Initiativen sollen dabei helfen, ein Stück normales Leben in den Alltag zurückzubringen. Auch wenn die Musiktherapie kein Heilmittel gegen Krebs ist, so kann sie den Genesungsprozess doch stark unterstützen und den Klinikaufenthalt erleichtern.

Die musikalischen Angebote der Kinderkrebstation stoßen auf viel positive Resonanz bei den Patienten. Darüber hinaus haben sie aber auch einen positiven Effekt auf die Angehörigen, das Personal und das gesamte Klima der Station. Das Musizieren schafft eine familiäre Atmosphäre und nimmt dem Krankenhaus ein wenig von seinem Schrecken. „Wenn es dann passiert, dass Mama noch ein bisschen warten muss, weil da gerade noch ein Lied gesungen wird, dann ist das schon ganz gut. Zwar sind manche Leute auch genervt und machen die Tür zu. Aber vor allem die Eltern sagen oft, dass sie froh sind, wenn mal ein bisschen Musik

läuft, weil das gleich eine ganz andere Atmosphäre schafft“, so Wolfgang Köster. Natürlich werden die Angehörigen auch mit in die Musiktherapie einbezogen. Denn je sicherer Eltern mit der Situation umgehen können, desto sicherer fühlt sich auch das Kind.

Sehr anrührend ist die Geschichte eines zwei bis drei Jahre alten krebskranken Mädchens, dessen Eltern bereits ganz verzweifelt gewesen seien. Das Kind habe sich komplett zurückgezogen, nicht mehr gesprochen und sei völlig apathisch gewesen. Es habe keinen ersichtlichen medizinischen Grund für sein Verhalten gegeben, berichtet der Therapeut. „Ich habe mich ein bisschen weiter weg von dem Kind hingesezt und angefangen, diese ganz alten, einfachen Kinderlieder wie ‚Backe, Backe Kuchen‘ und ‚Hänschen Klein‘ zu singen. Ich wusste von den Eltern, dass das Kind die Lieder auch kannte. Dann richtete die Kleine sich nach zwei Liedern plötzlich auf und sang mit. Und dann war es alles wieder gut. Ich hatte das Gefühl, dass ich sie aus irgendeinem Tunnel geholt habe. Ich habe sie irgendwo herausgeholt, wo sie ganz alleine war, und ihr dann wahrscheinlich das Rettungsseil zugeworfen.“

Was im Einzelnen dort passiert ist, lässt sich nicht mehr rekonstruieren, aber genau diese Gänsehautmomente zeigen, wozu Musik in der Lage sein kann.

Kristina Guhlemann



Musiktherapeut
Wolfgang Köster



MOZART UND DIE GÄNSEHAUT

Wenn unerwartete Ereignisse auftreten, entsteht die „Piloarrektion“ – auch wenn Musik erklingt

Manchmal muss es nicht viel sein. Ein spitzes Geräusch, ein plötzlicher Temperatursturz an einem warmen Sommertag oder eine bewegende Szene in einem guten Film reichen oftmals: Feine Härchen an den Armen, Beinen und im Nacken richten sich auf. An ihren Wurzeln entstehen kleine Wölbungen. Die Haut reagiert. Was uns im Sprachgebrauch an frisch gerupfte Gänse erinnert, hat jedoch nichts mit dem gefiederten Geflügel zu tun. Über die genauen Ursachen von Gänsehaut – medizinisch korrekt Piloarreaktion genannt – sind sich Forscher bis heute uneinig. Nicht immer tritt das Phänomen zur gleichen Zeit und unter den gleichen Umständen auf. Was bei dem Einen ehrfürchtiges Schaudern hervorruft, sorgt bei der Anderen kaum für Schulterzucken. Gerade aber bei dem Genuss musikalischer Werke stellt es sich häufig ein. Musik emotionalisiert, das zeigt uns die Gänsehaut an. Doch warum?

Dr. Daniel Scholz ist Diplom-Psychologe und hat Jazz-Komposition studiert. Den Dokortitel erlangte er am Zentrum für systemische Neurowissenschaften in Hannover. Zur Zeit ist er am Institut für Musikphysiologie und Musikermedizin der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover angestellt. Gefühle wissenschaftlich zu untersuchen gehört zu seinen täglichen Aufgaben. In seiner Vorlesung zum Thema Lampenfieber geht Scholz auch der Gänsehaut auf den Grund. Darin erklärt er, dass Emotionen grundsätzlich der Kommunikation dienen: „Gänsehaut ist meistens eine positive Emotion, eine Aufregung – ‚shivers down my spine‘ sagt man. Mir läuft ein kalter Schauer den Rücken runter, aber freudvoll. Lampenfieber dagegen ist ein deutliches Warnsignal. Wir kategorisieren das unter Angst, Gänsehaut eher unter positiver Erregung.“ Gänsehaut scheint also immer ein Hinweis auf Begeisterung zu sein.

Doch wer sich bereits in einer unerwarteten Situation von einem Sinneseindruck hat erschrecken lassen, der kennt Gänsehaut auch im Zusammenhang mit Schockgefühlen. „Ja, das stimmt“, sagt Scholz. „Wenn man aber eine wirklich starke Angstreaktion erfährt, dann hat der Körper kaum noch Kapazitäten, Gänsehaut zu bilden.“ Mit steigendem Blutdruck, erhöhter Herzrate und

Muskeltonus beginnt der Körper zu schwitzen. Das ist die Unruhe während eines nervösen Moments. Bei einem deutlichen Angstreiz schaltet der menschliche Instinkt sofort in den Überlebensmodus: „Entweder ich renne davon oder ich beginne zu kämpfen. In wirklichen Schreckenssituationen hat der Körper nur sehr wenig Zeit, mit Gänsehaut zu reagieren.“ Vielmehr ist Gänsehaut eine Begleiterscheinung von Neugierde. „Natürlich tritt das auch auf, wenn ich mit Eis in Berührung komme. Das ist dann aber eine rein sensorische Reaktion.“ Zwischen gefühlbasierter und sensorischer Gänsehaut besteht demnach ein wichtiger Unterschied.

Als idealer Produzent von Gänsehaut gilt in der Forschung die Kopfmassagespinne. Gewöhnlich besteht sie aus kleinen Drähten, an deren Enden Massagenoppen befestigt sind. Die durch unzählige Rezeptoren gut ernervierte Kopfhaut reagiert darauf nahezu immer mit Gänsehaut. Bei Kältgänsehaut stellt sich die Haut auf, weil der Blutkreislauf hochfährt, um der Temperatur entgegenzuwirken – eine Abwehrreaktion. „Das eine wirkt von außen nach innen, das andere von innen nach außen.“ Erfahren wir Gänsehaut beim Musikhören, dann ist sie also grundsätzlich auf gefühlbasierte Reize „von innen“ zurückzuführen. Wichtig dabei ist unter anderem, dass ein gewisses Überraschungsmoment in einem Stück auftauchen muss: „Das haben wir in der Emotionsforschung beim Musikhören hauptsächlich gefunden. Gänsehaut erscheint, wenn uner-

wartete Ereignisse auftreten. Eine besondere Stelle liegt zum Beispiel in Mozarts Requiem Confutatis, wenn der Chor einsetzt. Oder bei neu einsetzenden Geigenstimmen.“

Hat man einmal seinen persönlichen musikalischen Stimulus-Punkt gefunden, stellt sich die Frage der Gewöhnung. Kann der Effekt beliebig oft an der gleichen Stelle wiederholt werden? Das sei nicht ganz eindeutig zu sagen, meint Scholz. „Die emotionale Koppelung an einen bestimmten Stimulus kann eine enorm wichtige Rolle spielen. Sicherlich nutzt sich der Effekt ab, wenn ein Stück nur oft genug gehört wird. Ist an ein Lied jedoch eine Erinnerung wie beispielsweise ein Heiratsantrag geknüpft, so wird der Gedächtnisinhalt der Situation unterbewusst immer wieder abgerufen.“

Gänsehaut als Phänomen ist gleichermaßen spannend wie rätselhaft. Sie ist eine der wenigen Hautreaktionen, aus der sich keine Krankheiten entwickeln können und die sich grundsätzlich immer wieder zurückbilden. Tendiert jemand häufig zu Gänsehaut, dann bedeutet das nicht mehr, als dass dieser Mensch besonders sensibel ist. Vor allem schlanke Menschen neigen häufiger zu Gänsehaut. Gleichzeitig räumt Scholz ein: „Die Ergebnisse der Gänsehautforschung sind nicht so stabil, wie wir uns das in der Wissenschaft immer wünschen. Denn jeder Mensch reagiert anders. Vor allem im Bezug zu musikwissenschaftlichen Theorien ist dabei vieles nur posttheoretisch entstanden. Im Endeffekt läuft es darauf zurück, dass



Diplom-Psychologe
Dr. Daniel Scholz

irgendein Künstler etwas geschaffen hat, weil er Lust darauf hatte. Erst danach finden sich möglicherweise Regelmäßigkeiten, wie Gänsehaut als Reaktion auf ein Stück erklärt werden kann.“ Wie stark ein musikalisches Werk Menschen berührt, hängt also vor allem von der Perspektive ab. Ästhetische Präferenzen entwickeln sich rasant

fort. Niemand weiß abzuschätzen, welche Art von Musik die Härchen des Publikums kommender Generationen aufrichten wird. Eine Voraussetzung bleibt allerdings gewiss: Sie müssen neugierig sein!

Tim Tschentscher

„MEIN LETZTER GÄNSEHAUTMOMENT WAR ...“

Die Redaktion erinnert sich an besonders emotionalisierende Musikerlebnisse

Jan Meyer-Lamp: „Mein letzter Gänsehautmoment war beim Konzert der US-Rockband Incubus im August in Hamburg: Gitarrist Mike Einziger spielte ein ruhiges Interludium, und ich erkannte am Sound und seinen Akkorden, dass als nächstes der Hit ‚Anna Molly‘ folgen würde, auf den ich mich besonders freute. Als der Song dann tatsächlich mit dem eingängigen Gitarrenriff begann und die Menge jubelte, lief mir ein Schauer über den Rücken!“

Daniela Vathke: „Mein letzter Gänsehautmoment war bei meinem ersten Queen-Konzert mit Adam Lambert. Brian May setzte sich mit seiner Akustikgitarre auf einen verlängerten Steg, der ins Publikum ragte, und spielte zum Gedenken an Freddie Mercury ‚Love Of My Life‘. In einem Lichtermeer aus Handytaschenlampen sang das Publikum lauthals mit, als plötzlich eine Aufnahme von Freddie auf einer großen Leinwand erschien, der in Zusammenklang mit dem Publikum das Lied beendete.“

Derya Irrgang: „Mein letzter Gänsehautmoment war der Auftritt von The Cure beim diesjährigen British Summer Time im Londoner Hyde-park. Die Karten hatte ich Monate zuvor in einer spätabendlichen Aktion, ganz spontan mit einer Freundin und ihrem Bruder, gekauft. Die Vorfreude, diese Band, die ich als Kind

durch die Plattensammlung meines Vaters kennengelernt hatte, endlich mal live spielen zu sehen, wuchs natürlich an jedem Tag, mit dem sich der Abflug näherte. Als dann auch noch den ganzen Konzerttag über strahlender Sonnenschein auf uns wartete, war klar, dass sich diese spontane Aktion ausgezahlt hatte.“

Anastasia Tsereas: „Mein eindrücklichstes Gänsehauterleben verbinde ich mit einem Moment nach dem Konzert. Ich stand gemeinsam mit der Band, die ich damals managte, vor einer Bühne und wartete darauf, dass uns der Moderator mitteilte, ob wir im Rennen um eine wichtige Förderung eine der beiden Bands waren, die in die nächste Runde kommen würden. Trotz eines von uns eher als mittelmäßig empfundenen Auftritts und extrem guten Konkurrenten haben wir es dann tatsächlich als Erstplatzierte geschafft weiterzukommen.“

Roland Kolb: „Mein letzter Gänsehautmoment war am 11. August 2018 ab 19 Uhr in Kopenhagen. Im Rahmen eines Festivals hatte das Danish Dance Theatre dort eine kleine Bühne im Hafen auf dem Wasser aufgebaut und führte darauf verschiedenste Tänze und Musik auf. Es war regnerisch, saukalt und windig. Bei 12 Grad war Gänsehaut bis zum letzten Takt garantiert.“

Kristina Guhlmann: „Mein letzter Gänsehautmoment war beim Auftritt von alt-J auf dem Dockville Festival in Hamburg. Die besondere Atmosphäre des Festivals zusammen mit dem Song ‚Breezblocks‘ war einfach

so perfekt, dass sich bei mir sofort die Härchen aufstellten.“

Helene Mönkemeyer: „Meinen letzten Gänsehautmoment habe ich komischerweise vor Kurzem beim Hören zweier Stücke für eine Hausarbeit gehabt: Chopins Préludes Nr. 15 und 24 op. 28. ‚Auf dem Klavier drücke ich meine Verzweiflung aus‘, so Chopin selbst – wie schön und traurig zugleich!“

Tim Tschentscher: „Meinen letzten Gänsehautmoment hatte ich vermutlich bei dem Konzert von Kendrick Lamar in Berlin. James Blake trat als Vorband auf und spielte den Song ‚Voyeur‘ in einer mächtigen Dub-Version. Das eigentliche Konzert im Anschluss war zwar ziemlich gut, im Kopf blieb mir bis heute aber das überwältigende Gefühl während des einen Songs. Eine ganze Arena tanzte 2-Step.“

Kevin Kopsicker: „Gänsehautmomente beim Musikhören können ganz schöne Soulgasms sein. Ich lasse mich da in etwas reinfallen: einerseits in eine Verbindung zu den Musikern und der geteilten Emotion, andererseits in etwas wunderbar Unbestimmtes. ‚Hideaway‘ von Jacob Collier oder ‚I Know You Know‘ von Ásgeir sind solche Kandidaten – Bon Iver und die Staves können eigentlich fast machen, was sie wollen. Ein großes Finale mit gutem Text, die Kopfstimme trifft die richtigen Töne, und es kribbelt bei mir von den Wangen bis in die Zehenspitzen.“

Zusammengestellt von
Tim Tschentscher

Songwriting-Camps:

WO SICH KUNST UND KOMMERZ DIE HÄND REICHEN KÖNNEN



Kunst und Industriemusik, Qualität und Kommerz erscheinen unvereinbar. Trends in der Musikindustrie bestärken uns in dem Glauben: Wenn Songwriter in gigantischen Camps für zahlreiche bekannte Künstler am Fließband Lieder produzieren, können sie doch keine künstlerischen Freiräume mehr erleben. So kann nur musikalischer Einheitsbrei entstehen – oder? Tamara Ologa sieht das anders. Seit 2011 ist sie Songwriterin für den Verlag „Schedler Music“. Dort schreibt sie Lieder – u.a. für Wincent Weiss und Vanessa Mai. Mal schreibt sie allein, mal mit Interpreten, und manchmal schreibt sie auch in Camps.

Pop-Songwriter existieren schon so lange wie die Popmusik selbst. Mit dem Aufkommen der Singer-Songwriter in den 1960ern verschwamm die Grenze zwischen Interpret und Komponist zwar, aber noch heute gilt: Braucht ein Künstler neue Musik, kann er Briefings mit Informationen zu der gewünschten Soundästhetik und den von ihm gewünschten Themen erstellen und für Vorschläge an Verlage und die dort unter Vertrag stehenden Songwriter schicken. „Musicweek“ hat bei einer Analyse der Top-100-Singles 2016 festgestellt, dass durchschnittlich 4,5 Personen an einem Song arbeiten. Das passt zum Trend sogenannter Songwriting-Camps. Meist werden sie von Labels oder Verlagen organisiert.

Die Ausmaße variieren je nach Budget immens. Das Konzept: In wenigen Tagen schreibt eine Gruppe handverlesener Produzenten und Songwriter konzentriert mehrere Songs für einen vorab feststehenden Zweck. Labels, die für ihre Künstler Musik benötigen oder an vorhandenem Material feilen möchten, erhalten so effizient Vorschläge von Experten, die sich mit dem gewünschten Sound auskennen oder ihn weiterentwickeln können. Verlage können hingegen gleich für eine Vielzahl von eingegangenen Briefings Songvorschläge erarbeiten. So macht es auch „Schedler Music“. Seit sechs Jahren werden jährlich rund 40 internationale Songwriter und Produzenten in ein Hotel in einem beliebten Skigebiet am Arlberg eingeladen. Täglich bilden sich neue Teams, die in Studios im Hotel ein Briefing pro Tag bearbeiten. Das Camp dauert eine Woche, bestehend aus fünf „Writing-Tagen“ und einem „Team-Bonding-Tag“ zum Skifahren und Feiern. Es gipfelt in der „Schedler Summit“, bei der die Titel vor rund 150 geladenen Branchenvertretern präsentiert werden.

Seit den 2000ern wächst die Popularität von Streamingdiensten stetig, während die Erlöse aus physischen Tonträgern zurückgehen. Zwischen 2000 und 2008 hat sich auch die Anzahl der produzierten Songs verdreifacht, stellen die Wirtschaftsforscher Aguiar und Waldfoegel in einer Studie fest. Mehr ist aber nicht immer besser. „Ich bekomme 00.0004499368 Pfund pro Stream. Die nächste Runde geht auf mich! Cheers Spotify“, schimpfte 2015 Popsänger James Blunt über die Einnahmen aus dem Streaming. Die Rechnung wirkt einfach: Will man bei der Flut von Songs Geld verdienen, braucht man viele Klicks – das erreichen aber nur Hits. Singt ein Star einen Song, ist das fast eine Hit-Garantie. Die Gleichung „Hit + Star = mehr Geld“ scheint also nirgends so greifbar wie in Camps.

Auch das Musikkonsumverhalten ändert sich. Aufmerksamkeit ist heute flüchtig, die Musikauswahl enorm. Ein Werk spielt aber erst Geld ein, wenn es 30 Sekunden lang gehört wurde, und erlangt viele Klicks nur, wenn es in Playlisten landet. Das heißt, dass mehr, schneller und zielgerichteter geschrieben werden müsste. Der Musikblog „Pitch-



**Songwriterin
Tamara Olorga**

Der Musikblog „Pitchfork“ stellte bereits eine Anpassung des Songwritings an die Streamingnutzung fest. In der Folge werden Songs kürzer und das Kernmaterial bereits im Intro verarbeitet.

fork“ stellte bereits eine Anpassung des Songwritings an die Streamingnutzung fest. In der Folge werden Songs kürzer und das Kernmaterial bereits im Intro verarbeitet.

Tamara Olorgas Woche besteht aus etwa drei Sessions, in denen sie entweder eine Topline schreibt, also einen Song über einen vorab eingesandten Beat komponiert, oder mit einem Interpreten zusammenarbeitet. Ihren Job liebt sie, weil sie viele Geschichten erzählen kann. „Früher hatte ich jedes Jahr eine neue Band, eine neue Musikrichtung. Dabei habe ich gemerkt: Songwriting ist eher mein Ding. Im Prinzip gibt es kein Genre, das ich nicht schon gemacht habe“, erklärt sie. Wie aber schafft man es, authentisch Geschichten über die Gefühlswelten anderer zu erzählen – und wo bleibt man selbst dabei? „Für mich ist Songwriting ein Versuch, mich in andere Menschen hineinzusetzen und dann aus meiner Sicht zu schreiben. Zu sehen: Wer ist der Künstler, wer ist das Publikum, was suchen sie in ihm? Und wie kann man das so schön formulieren, dass er es fühlt und das Publikum es ihm glaubt, weil es so stimmig ist, dass es von ihm sein könnte? Trotzdem ist da etwas von mir drin.“ Ein Problem, die Songs andere interpretieren zu lassen, hat Tamara selten. Wichtiger sei es, dass so viele Menschen wie möglich ihre Lieder hören – wenn das ein anderer besser könne als sie, sei das in Ordnung.

Egal ob Pop, Schlager oder Dance – am liebsten schreibt Tamara einen Song pro Tag, den sie bei Bedarf am nächsten Tag anpassen kann. Allein von Songwriting zu leben sei schwierig. Das Vertrauen zu ihrem Verlag lasse sie aber gelassen in die Zukunft blicken. Dank ihres exklusiven Autorenvertrags bekommt sie einen Vorschuss, den sie bald zurückzahlen will, um ihren Teil an den Tantiemen zu behalten. Sie könne damit zwar kein Haus bauen, aber gut davon leben. Für alles andere habe sie weitere Jobs. Auch sonst sind ihr klare Arbeitsbedingungen wichtig: Konzentration, finanzielle Absicherung und eine familiäre Atmosphäre dürfen nicht fehlen. Anfangs habe sie gerne mit Fremden geschrieben. „Mittlerweile weiß ich aber, mit wem ich gut kann und mit wem nicht. Ich finde es auch toll, wenn die Rollen in einer Session gut verteilt sind.“

Sich selbst in Songs verwirklichen, sich finanzieren, in Ruhe arbeiten – wie viele dieser Freiräume kann man sich in Camps tatsächlich schaffen? Schließlich beginnen die Einschränkungen dort schon mit den täglichen Deadlines. Dafür seien die meisten aber auch motivierter und konzentrierter – schließlich wolle man am Ende ein gutes Lied präsentieren, hakt Tamara ein. Isoliert und umsorgt sei man auch und habe so den Kopf frei, um sich ganz der kreativen Arbeit zu widmen, ganz anders als im Alltag. „Meistens entsteht nur ein Song, aber manchmal ist man so motiviert, und weil man nur diese eine Aufgabe hat, holt man sich ein Bierchen und macht noch einen zweiten.“ Den Druck, einen Hit abzuliefern, kennt auch Tamara. Dieser verstärke sich aber nicht, wenn man an Camps teilnehme, sondern sei ein steter Begleiter. Ein Hit ist für sie nicht planbar, egal ob in Camps oder im Alltag. Damit müsse man umgehen können: „Es geht nur darum, dass man zehn Jahre lang dranbleibt, sich nicht jetzt schon darüber Gedanken macht, ob man in fünf Jahren einen Hit schreibt. Ich kann es nur jetzt so gut machen, wie ich kann.“

Auch die Briefings scheinen für Tamara keine Einschränkung darzustellen. „Man kann schon reingucken, aber für mich ist das kein Rezept, das ich so nachkochen muss“, winkt sie ab. Sich strikt daran zu halten sei auch keine Garantie dafür, dass das Resultat vom Auftraggeber gewählt werde. Letztlich komme es darauf an, ob es den Künstler berühre. Wichtiger sind für sie Vorgaben zur Songstruktur oder dem Zielmedium. Schreiben für Spotify und Co. – gefordert werde das oft in Briefings, beschäftige sie aber auch so: „Das ist ein großes Thema. Es sind 30 Sekunden um, und noch nichts ist passiert – wir müssen das Intro schmeißen, sonst hört keiner mehr zu.“ Medienorientiertes Songwriting wolle sie in Zukunft reduzieren. Eine gute Übung für zielgerichtetes Schreiben sei es dennoch.

Herausforderung und Bereicherung zugleich sind für sie die Gruppendynamiken. Besonders schwierig kann es werden, wenn schlecht geplant wird. Bestünde ein Team nur aus Dichtern, würde ihr das die Arbeit erschweren, da der Produzent fehle und die Rollen damit unklar seien. „Es ist dann im-

mer kurz davor, unangenehm zu werden“, gesteht sie. Aber auch die Anwesenheit von „Neuen“ kann zu Problemen führen, insbesondere dann, wenn das Gegenüber und seine Art zu arbeiten fremd sind. Mal sind Egos im Weg, mal müssen künstlerische Entscheidungen getroffen werden. Je nachdem wie wichtig einem der Song sei, kämpfe man oder sei kompromissbereit, sagt sie. Hilfreich sei auch die Argumentation mit Kriterien wie Publikumswünschen oder Künstlergeschichte. Auf die Art lernt man aber auch die kreative Arbeitsweise anderer kennen und erhält neue Inspirationen. Umso wichtiger ist es, sich beim Essen oder Skifahren kennenlernen zu können. Auf diese Art entstehen viele wichtige Kontakte in Camps. Die Urheberanteile an den Songs werden gleichmäßig auf alle Teammitglieder verteilt – egal wie involviert man war. Langfristig rechne sich das aber, versichert Tamara.

Ein Stück weit aus der Komfortzone muss man sich in Camps wohl wagen. Dafür sorgen sie aber für Kontakte, Training und künstlerische Impulse. Unbedingt nötig sind Ruhe und das passende Team. Die Verantwortung dafür tragen die Organisatoren. „Wie gut ein Camp für mich ist, hängt zu 100 Prozent davon ab, wer es veranstaltet und wie er das tut“, bestätigt Tamara. „Wenn ich gerne teilnehme, dann irgendwo, wo es schön ist und man sich aufs Schreiben konzentrieren kann.“ Agiert ein Veranstalter nach der „Mehr-Schneller-Billiger“-Mentalität, werden aus Camps schnell die stressigen Hit-Fabriken, aus denen ein Song nach dem anderen in die Streaming-Welt gekarrt wird. Schlechte Industriemusik ist also eher das Resultat der Industrie und des Konsums. „Ich mag Camps. Für mich überwiegen klar das Herz und die Verbindung mit Menschen – selbst wenn ich meinen Kopf nicht ganz abschalten kann. Ich muss viel denken beim Schreiben“, resümiert Tamara. Manchmal können sich in Camps also Kunst und Kommerz versöhnlich die Hand reichen.

Anastasia Tserea

Schreiben für Spotify und Co. – „Das ist ein großes Thema. Es sind 30 Sekunden um, und noch nichts ist passiert – wir müssen das Intro schmeißen, sonst hört keiner mehr zu.“

„LEIDENSCHAFT, BEGEISTERUNG UND LIEBE“

Mischa Gohlke setzt sich intensiv mit der Vermittlung von Musik für Hörgeschädigte auseinander und ist selbst stark hörgeschädigt

Grenzen erfahren wir täglich. Einige passieren wir mit Leichtigkeit. Andere stellen unüberwindbare Hürden dar. Manche Menschen erfahren Grenzen durch körperliche Einschränkungen auf ganz besondere Art und Weise. Der 37-jährige Mischa Gohlke ist seit seiner Geburt „an Taubheit grenzend“ hörgeschädigt. Das hält ihn jedoch nicht davon ab, erfolgreicher Musiker, Gitarrenlehrer und Inklusionsbotschafter zu sein. Er hat gelernt, seinem Herzen und der Passion Musik zu folgen, auch wenn Kopf und Gehör manchmal nicht so recht mitspielen wollen.

Wenn jemand nicht oder nur sehr eingeschränkt hört, scheint für uns klar zu sein, dass er auch keine Musik wahrnehmen kann oder vielleicht gar nicht weiß, was Musik ist. Musik zu machen scheint damit unmöglich. Augenscheinlich existiert hier eine unüberwindbare Grenze. Auch Mischa Gohlke hat diese Grenze kennengelernt. Aufgewachsen in einem Hamburger Vorort und Sohn des Leiters der Rock- und Pop-Musikschule Kiel, begleitete ihn Musik seit seiner frühen Kindheit. Nach dem Diplomstudium „Kultur- und Medienmanagement“ an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg gründete er die Agentur für Event, Musik und Projektmanagement „migo connections“ und verlor so seine Begeisterung für Töne und Klänge nie aus den Augen.

Gegen alle physiologischen Widrigkeiten hat er sich heute seinen Traum von der



Musik erfüllt. Ohne Hörgerät ist er nahezu taub, mit Unterstützung wird eine Grundlautstärke von circa 60 Prozent erreicht. Der Frequenzbereich im Mitten- und Hochtonbereich ist jedoch auch mit Hörgeräten sehr eingeschränkt. Das hielt Gohlke jedoch nicht davon ab, seinem Idol, dem Blues-Rock-Gitarristen Stevie Ray Vaughan, nachzueifern und im Teenager-Alter ebenfalls Gitarre zu lernen. Die Musik erweckte in ihm „Leidenschaft, Begeisterung und Liebe“. Dabei war der Zugang nicht immer leicht. Motorik, Rhythmus, Technik und Hören stellten – wie bei normal hörenden Menschen auch – besondere Herausforderungen dar. So lernte er die Tonleiter und

Akkorde auf der Gitarre über die Position der Finger auf dem Griffbrett auswendig. Besonders schwierig wurde es bei Techniken wie dem Bending, da er kleinste Unterschiede der Tonhöhe nur schlecht differenzieren konnte. Er tastete sich so immer weiter an seine Grenzen heran und lernte sie zu verstehen, mit ihnen zu arbeiten und sie auch zu überwinden.

Eine besondere Rolle spielte dabei sein vom Musikmagazin „Guitar Player“ ausgezeichnete Gitarrenlehrer Marcus Deml. Er vermittelte Gohlke nicht nur Technik, Instrumentenspiel und allgemeines Musikverständnis. Er wusste auch auf zwi-

schonmenschlicher Ebene die individuellen Grenzen seines Schülers zu verstehen und zugleich dessen Leidenschaft für Musik zu fördern. Dieses besondere Verständnis für den Mitmenschen gibt Gohlke seinen eigenen Schülern weiter. Seit seinem 21. Lebensjahr unterrichtet er selbst und macht dabei keine methodischen Unterschiede zwischen hörgeschädigt oder hörend. Mit hörgeschädigten Schüler/innen besonders laut, langsam oder in einfacher Sprache zu kommunizieren bringe wenig, erklärt er. Entscheidend sei vielmehr die menschliche Beziehung, bei der sich alle Beteiligten aktiv einbringen. Selbstbestimmte Schüler würden so eher lernen, ihren eigenen Weg

Menschen machen könnten, darin liege, die „normalen“ Prozesse, die alle Menschen beim Musizieren erfahren, ausschließlich auf die Hörschädigung zu projizieren. Es sei wichtig, vermeintliche Einschränkungen auch als Perspektivwechsel zu erleben. Gohlke weiter: „Die Musik ist ein wunderbares Medium, um persönliche Entwicklungsprozesse zu unterstützen, für die Bedürfnisse anderer zu sensibilisieren, Denkblockaden aufzudecken und die Gemeinschaftsgefühle zu stärken.“ So hatte er eine über 50 Jahre alte Schülerin, die in ihrem Leben größtenteils gehörlos gewesen war und seit einigen Jahren mit einem Cochlea-Implantat hören und sprechen gelernt hatte. Obwohl sie an-

möglichst wertfreien und ergebnisoffenen Vielfalt an Möglichkeiten hinzugeben. Dabei können wir Menschen ganz schön begrenzt sein.“ Sich zum Rhythmus zu bewegen, das Griffbrett visuell zu erfassen, Töne innerlich zu fühlen oder gemeinsam Musikvideos anzuschauen führe weg vom reinen Hören der Töne und vermittele gleichzeitig die Vielfalt von Musik.

Wichtig sei in jedem Fall ein akustisch ausgewogener Unterrichtsraum mit leicht trockenem Klang. Da viele Hörgeräte auf Sprache und nicht für Musik kalibriert seien, könne es zu Verzerrungen oder zu sehr blechern, schrillen Klangfarben kommen. So musste während eines Auftritts von Gohlke und seiner Band in einer Schule ein Drittel des hörgeschädigten Publikums den Saal wegen der unvorteilhaften Akustik des Raumes und schlecht eingestellter Hörgeräte verlassen. Gohlke setzt deshalb auf eine Wiener Tonmeisterin und Akustikerin, die sich auf die Hörgeräteanpassung für hörgeschädigte Musiker spezialisiert hat.

Mischa Gohlke lässt also viele seiner eigenen Erfahrungen in den Unterricht einfließen. Er ist einer der wenigen Musiklehrer in Deutschland, die sich so intensiv mit der Vermittlung von Musik für Hörgeschädigte auseinandersetzen und selbst stark hörgeschädigt sind. Seiner Agentur hat er vor sieben Jahren den Rücken gekehrt. Stattdessen verstärkte er seine Beratungstätigkeit für Musikschulen, -lehrer und Universitäten und rief die Initiative „Grenzen sind relativ“ ins Leben, die 2016 als Verein anerkannt wurde. Hier setzt er sich in seiner Wahlheimat Hamburg auch heute noch als Projektleiter für eine „inklusive, integrale und nachhaltige Gesellschaft“ ein. Parallel dazu tritt er als Speaker, Dozent, Autor und mit seiner Band auf. Auch Studioaufnahmen gehören zu seinem Alltag, wobei seine Hörschädigung hier sogar positive Effekte hat: Durch die individuelle Hörwahrnehmung kann er gezielt Impulse setzen und zu einem individuellen Bandsound beitragen. Und getreu seinem Ziel, immer wieder Grenzen zu überwinden und sich weiterzuentwickeln, will er jetzt auch noch den Gesang für sich entdecken.

Simon Domberg



zu gehen und anderen auf Augenhöhe zu begegnen.

Didaktische und methodische Grundlagen konnte Gohlke bereits in jungen Jahren über die Musikschularbeit seines Vaters aufnehmen. Mit Rhythmus-, Nachspiel- oder Improvisationsübungen betreue er heute seine Schüler jedoch nicht als Lehrer, sondern eher als „Prozessbegleiter“. So könne er am besten auch auf individuelle Bedürfnisse eingehen. Bei Hörgeschädigten gelte es besonders, das Vertrauen zum eigenen Gehör und der ganzheitlichen Wahrnehmung aufzubauen. Gohlke betont, dass einer der größten Fehler, die hörgeschädigte

fänglich immer wieder betonte, dass sie die Musik nicht gut hören könne, bewies sie beim Gitarrenspiel ein großes Talent und besonderes Gefühl für Rhythmik, Tonbildung und Didaktik.

Mischa Gohlke legt Wert darauf, Musik mit allen Sinnen zu erfahren: „Unsere Wahrnehmungen und Empfindungen sind multisensorisch; wir erleben Sprache und Musik auf verschiedensten Ebenen zugleich: mit Gehör, Auge, Körpergefühl, Emotion, Verstand, Intuition, in metaphysischen Prozessen und vielem mehr. Alles bedingt einander und läuft parallel. Die große Aufgabe ist es also, sich immer wieder aufs Neue der

BLICK ZURÜCK IM ZORN

Kein Jahrzehnt vereint die Begriffe Musik und Protest so stark wie die 1960er. Und kein Jahr spaltet Generationen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen so stark wie das Jahr 1968. Denn in diesem Jahr gingen weltweit tausende Jugendliche auf die Straße und protestierten gegen den Vietnamkrieg, den autoritären Staat und besonders in Deutschland gegen das Schweigen über die NS-Vergangenheit. Diese Nachkriegsgeneration forderte Demokratisierung, mehr Rechte für Frauen und die sexuelle Befreiung. Rockmusik galt in diesen Jahren als politisches Statement und als Ausdrucksform ihrer Unzufriedenheit und ihres Misstrauens gegen die Elterngeneration. Songs wie „Revolution“ von den Beatles oder „Street Fighting Man“ von den Rolling Stones begleiteten die Proteste und sind nur zwei Beispiele einer langen Liste rebellischen Liedguts dieser aufgewühlten Zeit.

Doch wie sieht es 50 Jahre später im Jahr 2018 aus? Vielen aktuellen politischen Songs gehen Themen voraus, die seit einigen Jahren die Gesellschaft beschäftigen: darun-

ter der Klimawandel, die Flüchtlingsdebatte, sexuelle Belästigung von Frauen und die Gleichberechtigung der Geschlechter oder Waffengewalt und Rassismus. Songtexte mit unterschiedlichen Meinungen dazu gibt es viele. Doch seit knapp über einem Jahr baut sich eine neue Welle der Empörung und des Protests auf, die sich gegen eine ganz bestimmte Person richtet. Als Unterstützer der Waffenlobby, Sexist, Leugner des Klimawandels und Null-Toleranz-Politiker gegenüber Flüchtlingen gelingt es dem US-Präsidenten Donald Trump, durch sein Auftreten und seine 280 Zeichen langen Tweets die Amerikaner wie auch den Rest der Welt zu polarisieren und den Zorn der aktuellen Protestmusik auf sich zu lenken. Bei zwei Women's

Marches machten Frauen auf Trumps sexistische Aussagen aufmerksam. Fiona Apple singt in ihrem Song „Tiny Hands“ zu diesem Anlass: „We don't want your tiny hands/ Anywhere near our underpants.“

Um ihrer Abneigung Ausdruck zu verleihen, haben Musikerinnen und Musiker eine gemeinsame Initiative gestartet. Sie wollen täglich einen Song für ein „Trump-freies Amerika“ veröffentlichen. Während der Wahlen hieß dieses politische Projekt „30 Days, 30 Songs“, doch seit dem Beginn der Präsidentschaft Trumps soll es seine gesamte Amtszeit andauern. In der Playlist mit mittlerweile über 100 Songs machen Death Cab for Cutie mit „Million Dollar Loan“ den Anfang und thematisieren Trumps Schwindelei, er hätte sein Vermögen mit einem kleinen Kredit seines Vater aufgebaut. Mit Titeln wie „Natural Born Loser“, „The Clown“ oder „My Enemy“ wird die Abneigung der Künstler bereits im Songtitel deutlich. Doch auch in dieser Sammlung finden sich die Protestsongs aus alten 68-er Zeiten wieder. Ob nun „This Land is Your Land“, „Power to the People“, „Imagine“ oder die anfangs erwähnten Titel von den Beatles und Stones – diese Rückbesinnung macht klar, dass starke Protestsongs in bewegten Zeiten ihre Wirkung noch nicht verloren haben, da sie den Menschen eine einheitliche Stimme verleihen.

Nathalie Sophie Kramer



IMPRESSUM

Herausgeber: Studiengang Medien und Musik • Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung Hannover
Redaktion: Simon Domberg, Kristina Guhlemann, Derya Irrgang, Roland Kolb, Kevin Kopsicker, Nathalie Sophie Kramer, Helene Mönkemeyer, Tim Tschentscher, Anastasia Tserea, Daniela Vathke
Layout: Katharina Bock
Kontakt: gunter.reus@hmtm-hannover.de
Vi.S.d.P.: Prof. Dr. Gunter Reus, Prof. Dr. Ruth Müller-Lindenberg
Herstellung: Layout · Satz & Druck e.k. Lister Damm 5-7, 30163 Hannover

BILDNACHWEIS

Titel, 26/27:	Lara Sagen	S. 30:	Helene Mönkemeyer/Amper
S. 4, 5:	Malke Helbig	S. 32:	Ian Schneider on Unsplash
S. 8:	Bahaa Almansour	S. 34:	Body-n-Care/Heike Frohnhoff on Pixabay
S. 10/12:	Nathalie Sophie Kramer	S. 35-37:	Gordon Johnson on Pixabay
S. 14:	Katharina Bock	S. 38:	Manuel Nägeli on Unsplash
S. 16:	Mirko, erworbene Lizenz:	S. 40-41:	Kristina Guhlemann
	Adobe Stock	S. 42:	Erik Devlies on Pixabay
S. 18:	M. Martins, erworbene Lizenz:	S. 43:	Faezeh Nikoozad
	Adobe Stock	S. 45:	Campteam Schedler Music
S. 20:	Clara Eckmüller	S. 46:	Tamaraolrga Schedler Music
S. 22-23:	Moritz Küstner	S. 48:	Stephan Olbrich
S. 24:	Renata Mamedova	S. 49:	Tom Roeler
S. 25:	Wikipedia, gemeinfrei	S. 50:	Rochelle Brown on Unsplash
S. 28:	Daniela Vathke		

Layout · Satz & Druck e.K.

Werbung · Gestaltung · Printmedien



**Vielen Dank für das Vertrauen
und die jahrelange gute
Zusammenarbeit**

Briefpapier · Visitenkarten · Flyer · Broschüren · Stiftblöcke · Plakate · Kalender
Grußkarten · Bücher · Präsente · Notizblöcke · Giveaways · Displays · oder · oder · oder

Inhaber: Sascha Polonski · Lister Damm 5-7 · 30163 Hannover
Tel: 0511 / 63 41 14 · Fax: 0511 / 67 21 93 · info@layoutsatzunddruck.de

DER SCHLÜSSEL ZUM GLÜCK.

